

DOKUMENTE DES Fortschritts INTERNATIONALE REVUE

.....
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. R.
BRODA:PARIS, IN VERBINDUNG MIT
DR. HERMANN BECK:BERLIN UND
ERICH LILIENTHAL:BERLIN+VER-
LEGT BEI GEORG REIMER:BERLIN:WIS
.....
JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK
PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK
.....

AUSGEGEBEN ANF: MAERZ 1911
4. JAHR 3. HEFT



SEYD
HABER

INHALT:

DIESES HEFT BEHANDELT VORNEHMLICH KÜNSTLERISCHE
UND LITERARISCHE PROBLEME.

NACHDRUCK MIT AUSNAHME DER DURCH EINEN VERMERK
GEKENNZEICHNETEN ARTIKEL MIT QUELLENANGABE GESTATTET.

ALLE SENDUNGEN SIND AN DIE DEUTSCHE REDAKTION, BERLIN-
WILMERSDORF, PRINZREGENTENSTR. 115/116 ZU RICHTEN.

ERICH LILIENTHAL, Berlin: Jules Huret über Deutschland	155
PAUL STOKLOSSA: Deutsches Zeitungswesen. Einige Zahlen	160
FRITZ TELMANN, Wien: Die Bewegung für ein Theatergesetz in Österreich und Deutschland	163
GRETE MEISEL-HESS, Berlin-Steglitz: Literarische Preise	167
JULIE ADAM, Wien: Moderne Tiergeschichten und Tierbücher	170
Prof. Dr. ALF. AGACHE, Paris: Das Problem der sozialen Kunst	176
VINCENTE CUTANDA, Toledo: Soziale Kunst in Spanien	185
Chronik	191

RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS:

Prof. Dr. R. BRODA, Paris: Entwicklungsmöglichkeiten des Instituts für den Internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen	199
---	-----

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG:

ADOLF DAMASCHKE, Berlin, Vorsitzender des Bundes deutscher Boden- reformer: Die deutsche Reichszuwachsststeuer	202
KARL MANN, Berlin: Die Verwendung meines Geschäftsgewinns	206

POLITISCHE-ENTWICKLUNG:

Chronik	212
---------------	-----

MORALISCHE UND RECHTSENTWICKLUNG:

Dr. JOHN MEZ, London, Die Ausrottung der spanischen Stierkämpfe	213
HILJA PÄRSSINEN, Mitglied des finnischen Landtages, Helsingfors: Eine Eingabe an die finnische Volksvertretung über die Herabsetzung der Strafbestimmungen bei Kindsmorden	216

BILDUNGSWESEN:

Prof. Dr. R. BRODA, Paris: Die Ausgestaltung der französischen Schule ...	220
T. B. BIDARD, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Dax: Französische Schulfragen	223

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE
LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: JULES HURET ÜBER DEUTSCHLAND *).

(Nachdruck verboten.)



Am Ende des Jahres 1910 erschien der vierte und letzte Band des Huretschen Werkes über das heutige Deutschland. Auf etwa zweitausend Seiten hat ein geistreicher und klarer Kopf, ein Mann, der beruflich gewöhnt ist, Eindrücke schnell zu verarbeiten und sie gemeinverständlich hinzuschreiben, geschildert, was ihm in Deutschland an Wissenswertem für seine Landsleute aufgefallen ist. Hurets Werk ist nur für Franzosen geschaffen worden. Die Franzosen sollen, das ist Hurets Grundgedanke, lernen, wodurch die Deutschen im letzten Vierteljahrhundert ihre Riesenerfolge errungen haben und, da die Franzosen nach der Meinung des Verfassers so unvergleichlich begabter sind, so sollen sie sich seine Winke und Anregungen zunutze machen, um zu ihren vielen Vorzügen noch die der Deutschen sich anzueignen. Für Huret wie für jeden Patrioten ist sein Land, sein Frankreich, das erste der Welt. Es schmerzt ihn tief, wenn Vergleiche, die er mit großer Verve und Geschicklichkeit zwischen den beiden Ländern zu ziehen versteht, nicht zugunsten seiner Heimat ausfallen, und er sucht alles hervor, was letzten Grundes doch die Suprematie der Gallier über die Germanen bestätigen könnte. Dieser Quand-même-Standpunkt des Verfassers, dem natürlich der echte Deutsche auf jeder Seite widersprechen muß, ist eine wahre Wohltat. Dieser feurige Patriotismus, der trotzdem ganz, ohne Scheuklappen ist, scheint das an dem Buche zu sein, was dem deutschen Leser den nachhaltigsten Eindruck machen muß.

Hier ist ein Schulbeispiel dafür gegeben, daß man Kosmopolit, europäischer Patriot sein kann, ohne den Wurzelgrund in seinem eigenen Volke einzubüßen. Huret treibt einen wohlverstandenen Internationalismus, er zeigt, was die beiden Völker voneinander lernen können, und macht einen ehrlichen Versuch zur Überwindung der ihm eingeborenen und ihm auch völlig bewußten Rassenantipathie. Das glückt ihm nicht immer, aber doch so häufig, daß an seinem guten Willen auch nicht der geringste Zweifel aufkommen kann. Seine, deutschen Augen, schief oder falsch erscheinenden Urteile sind daher noch wichtiger für den Soziologen, für den auf höherer Warte, als auf der Zinne der politischen Parteien stehenden, als seine uneingeschränkten Anerkennungen. Auch in Huret lebt das Bild des von den chauvinistischen Kreisen Frankreichs geschaffenen Popanz. Man liest zwischen den Zeilen fast jeder Seite *c'est épatant* was diese *gros Allemands* trotz alledem geleistet haben, trotz alledem sie mir dem „feinen Pariser“ etwas *ridicule* vorkommen. Wir dürfen uns über diesen Splitter im Auge Hurets nicht beklagen, denn wir haben den uns in früheren Jahren auf den Schulbänken eingesetzten Balken „von der deutschen Treue und der welschen Tücke“ im eigenen. Es ist nur ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in beiden Ländern daran gearbeitet wird, endlich einmal den chauvinistischen Star zu stechen. Wir besitzen bisher noch keine Schilderung des modernen Frankreichs, die für Deutschland das zu leisten beabsichtigt, was Huret für

*) Jules Huret, In Deutschland, vier Bände; die ersten beiden Bände: Rheinland und Westfalen, in selten-geschmackloser Ausstattung im Verlage von Grethlein & Co. in Leipzig. Der dritte und vierte Band in der gediegenen Ausstattung des Langenschen Verlages. Bd. 3. Berlin, geheftet 4 Mk., Bd. 4. Bayern und Sachsen, geheftet 4 Mk.

Frankreich getan hat. Die deutschen Schriftsteller, die Frankreich beschreiben, entwurzeln sich zu schnell, sind bald nicht mehr deutsch „bis auf die Knochen“ und sehen beim Schreiben immer nach der Seine statt nach der Spree oder nach der Isar. Sie kennen dann wohl nach einiger Zeit Frankreich, aber Deutschland haben sie vergessen. Andere Schriftsteller dagegen bleiben zwar deutsch „bis auf die Knochen“, aber sie gehen zum Raisonieren oder Schulmeistern nach Frankreich und bereichern nachher den deutschen Büchermarkt mit dicken Bänden, die vor allem langweilig sind, dann aber auch die Eigenschaft haben, daß sie auch ohne Retourbillet mit 45tägiger Giltigkeit am Stammtisch des Großen Bären oder Goldenen Engels in irgendeiner Mittelstadt geschrieben werden konnten. Diese Deutschen, obgleich Bildungsphilister nach Noten, sind für den Frieden zwischen den Kulturvölkern ebenso gefährlich wie jene französischen ganz ungebildeten Krämer und Kleinhändler, die glauben, daß Königsberg so ziemlich am Nordpol läge. Diese Deutschen sind die Siegelbewahrer aller längst abgedroschenen Schlagworte von dem Niedergang der Romanen, von der Liederlichkeit und Unzuverlässigkeit der Franzosen und anderer mehr.

Es ist typisch für unsere Tage, daß diese Arbeit von einem Journalisten geleistet wurde und nicht von einem Manne der „schweren“ Wissenschaft. Ein „schwerer“ Wissenschaftler hätte wohl auch etwa ein halbes Jahrhundert gebraucht, um nur ein Eckchen von Deutschland zu bewältigen, und dann wäre das Buch ja längst veraltet gewesen. Seit Huret sein Werk begann, ist kaum ein Jahr fünf verstrichen und obgleich er doch nur eine Oberflächenschilderung gibt, sozusagen eine geistige und wirtschaftliche Reliefkarte von Deutschland in größten Umrissen, so ist die Darstellung heute bereits zum größten Teile durch die Tatsachen überholt. Die deutsche Frau hatte recht, die zu Huret sagte: „In fünf Jahren ändert sich vieles, wenn nicht alles bei uns. Fünf Jahre sind der Termin aller unserer Entwicklungsphasen. Kommen Sie in fünf Jahren wieder her, und Sie werden manches erleben.“

Dieses Urteil traf den Nagel auf den Kopf und bezeichnet genau den Standpunkt, den man Huret gegenüber einnehmen muß. Hurets Werk hatte bereits am Tage seiner Vollendung im wesentlichen historischen Wert. Die deutsche Gesellschaftsordnung ist in einer so ununterbrochenen Umformung begriffen, daß man vielleicht erst in Jahren die letzten Tendenzen dieser unablässigen Neuordnungen erkennen kann. Was von Hurets Werk bleiben wird, sind nicht seine Meinungen, die im besten Sinne nur journalistischen Wert besitzen, sondern seine vorzüglichen Schilderungen des Gesehenen und ihre meisterhaft klare und interessante Darstellung. Es ist der beste Leitfaden für den künftigen Historiker des ersten Jahrfünfts des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland.

* * *

Schon einmal, genau hundert Jahre vor Huret, war aus französischer Feder ein Werk über Deutschland erschienen, das in der Geistesgeschichte der beiden Völker seine tiefen Marken zurückgelassen hatte. Frau v. Staël, des großen Necker geistreiche Tochter, vollendete im Jahre 1810 auf ihrem Landsitze Coppet in der Schweiz, im Exil, ihr erfolgreichstes Buch *de l'Allemagne*, das für die Verfasserin wie für Frankreich so nachhaltige Folgen haben sollte. Frau v. Staël wie Huret hatten beide das gleiche Ziel, den Horizont ihrer Landsleute zu erweitern und die geistige chinesische Mauer, mit der

auch intellektuelle Franzosen häufig genug ihre spezifisch französische Weltanschauung verteidigen, zu durchbrechen. Frau v. Staël, die aus dem vom napoleonischen Ungewitter durchtobten Frankreich kam, aus dem Frankreich der schmetternden Marseiller Hymne, erreichte ihr Ziel. Aller Glanz, der von der französischen Kultur hätte ausgehen können, wurde damals überfunktelt von dem Blitzen der siegreichen französischen Bajonette. Der Ruhm des französischen Namens wurde während zweier Jahrzehnte hauptsächlich durch Blut und Eisen in die Welt gerufen. Der Beherrscher der Bajonette wachte sorgfältig, daß nichts verkündet würde, was diesen Glanz beeinträchtigen könnte. Von diesem höheren Gesichtspunkte aus wird auch erst die Verfolgung verständlich, die Napoleon, nicht nur aus privatem Haß, gegen die Verfasserin des *de l'Allemagne* anordnete und persönlich leitete. Frau v. Staël hatte sich in Deutschland die Blitze geschmiedet, die die neufranzösische Waffenkultur tödlich verwunden konnten. Frau v. Staël wollte den deutschen Gedanken, das was sie als deutschen Idealismus empfand, nach Frankreich tragen und damit den großen Materialisten, so sah sie ihn wenigstens, vernichten. Napoleon verstand die Gefahr, die ihm von dieser Frau durch dieses Buch zu drohen schien, und begegnete ihr durch strenge Verbote des Werkes in Frankreich. Aber drei Jahre später zerschmetterte ihn der deutsche Idealismus in Deutschland selbst auf den Schlachtfeldern. Der Kaiser hatte vom nationalfranzösischen Standpunkt aus recht. In damaliger Zeit, wo das Schicksal der ganzen Nation auf den Spitzen der Bajonette balancierte, war die Aufrichtung eines ganz neuen geistigen Ideals, wie es Frau von Staël in *de l'Allemagne* tat, absoluter geistiger Hochverrat. Hier sei das interessante Begleitschreiben der Ordre, die Frau v. Staëls Ausweisung verfügte, im Wortlaute wiedergegeben.

„Sie (Frau v. Staël) dürfen die Ursache des Befehls, den ich (der Polizeiminister) Ihnen mitgeteilt, nicht in dem Schweigen suchen, das Sie hinsichtlich des Kaisers in Ihrem letzten Werke beobachtet haben, das würde ein Irrtum sein; er konnte keinen Platz darin finden, der seiner würdig wäre. Allein Ihre Verbannung ist eine natürliche Folge der Richtung, die Sie beständig in den letzten Jahren eingeschlagen haben. Es hat uns geschienen, als gefiele Ihnen die Luft unseres Landes nicht, aber wir sind, gottlob! noch nicht so heruntergekommen, unsere Vorbilder bei den Völkerstämmen suchen zu müssen, die Sie bewundern. Ihr letztes Werk ist nicht französisch.“ *)

Dies „nicht französisch“ ist ganz falsch, denn das Buch ist so echt französisch wie nur möglich, ebenso echt als Hurets Buch, aber ein entscheidender Unterschied ist vorhanden. Frau von Staël signalisiert eine neue geistige Welle, die von Deutschland über Frankreich hereinbrechen wird und die auch wirklich einbrach, und sie sehnt sie herbei, weil sie glaubt, daß sie Frankreich neu befruchten kann. Huret signalisiert gleichfalls eine Invasion, eine ökonomische Überflutung und Überflügelung aber er fürchtet sie und ruft die Nation aufzupassen und die Früchte im Garten Frankreichs zu bewachen. Als Frau v. Staël schrieb, war Napoleon gerade durch das schweigende Deutschland nach Berlin gezogen und die deutschen Gedanken hatten seinen Schimmel noch von keinem verschlossenen Stadttor zurückgeschreckt. Als Jules Huret schrieb, waren deutsche Heere zweimal in Paris eingezogen und der deutsche Gedanke war laut und herrisch geworden und verlangte gebieterisch seinen Anteil in der Welt.

* * *

*) Zitiert nach Brandes, Emigrantenliteratur, Leipzig, Barsdorf 1899.

Die lebhafteste Pariserin Frau von Staël, die alles besah, alles untersuchte, alles wissen wollte, die fortwährend von schwerfälligen deutschen Dichtern und Denkern geistige Bärenführerdienste verlangte, fiel den stillen Weimaranern stark auf die Nerven. Jules Huret sind die Deutschen auf die Nerven gefallen. Frau v. Staël kam aus dem waffenlärmenden Paris in die deutschen Kleinstädte mit ihrer Friedhofsruhe. Jules Huret kam aus dem lauten lustigen Paris, dem reichen, saturierten Frankreich in den brausenden Arbeitstumult des rheinischen Industriereviere. Ihn überwältigte das Schauspiel der fieberhaften, zähen, hastigen Tätigkeit eines Millionenvolkes, das scheinbar das Meisterstück fertig gebracht hatte, gleichsam in Reih und Glied im preußischen Stechschritt auf den Weltmarkt zu marschieren. Huret sieht überall nur Zusammenballungen ungeheurer Massen zu ungeheueren Werken. „Hier wird das Gesetz nicht nur gegeben, sondern auch befolgt“, stünde nach seiner Meinung unsichtbar an allen Pfählen der deutschen Grenze. Diese Diszipliniert-heit jedes einzelnen, diese Unterordnung unter unabänderliche feste Normen, hält er jedoch für ein Hindernis zur Erzeugung fester eigener Persönlichkeiten. Er findet in Deutschland eine unablässige Hebung des Niveaus der Durchschnittspersönlichkeit, ein Heer von tüchtigen Spezialisten, aber wenig hervorragende genialische Köpfe. Er hat wohl damit nicht ganz recht, sondern, wie er auch selber an mehreren Stellen andeutet, das deutsche Genie, die deutsche Begabung findet heute eben auf ganz anderen Gebieten ihr fruchtbarstes Wirkungsfeld als vor hundert Jahren. Ein Genie wird immer dort zuerst sichtbar werden und der Nation erkennbar wirken, wo es der Nation am notwendigsten ist. „Der rechten Zeit fehlt es niemals am rechten Manne“, sagt schon Herr v. Montesquieu in seinem sonst recht überschätzten Hauptwerk *esprit des lois*, das eine geistreiche französische Dame in *Esprit sur les lois* umgetauft hat. Die Männer, die heute die Syndikate und Kartelle in Deutschland regieren, wären vor hundert Jahren vielleicht Philosophen geworden und Herr Huret selbst vielleicht vor hundert Jahren Offizier in der alten Garde, statt Korrespondent des *Figaro*.

Für Huret bleiben die Deutschen immer noch etwas Kimmerier, etwas Barbaren. Sie haben in ihrer überwiegenden Mehrheit keinen natürlichen Geschmack, aber Huret sieht zu seinem Entsetzen, daß die Deutschen sogar beginnen, dieses französische Monopol zu durchbrechen und durch Disziplin anfangen, Geschmack zu „lernen“. Im vierten Bande seines Werkes „In Bayern und Sachsen“, der überhaupt der beste ist, beschreibt er das Münchener Kunstgewerbe und vor allem die bayerischen Kunstgewerbeschulen, in denen er eine große Gefahr für die Pariser Luxusindustrie erblickt. Das Volksleben in München hat er sonderbar genug, trotz aller ironischen Kritik, weit besser verstanden, als das aller übrigen deutschen Gegenden. Die Preußen zum Beispiel, den preußischen Geist hat er trotz der großen Anstrengungen nur an seiner äußersten Oberfläche zu erfassen vermocht. Was aber die vier Bände für jeden Deutschen, ganz abgesehen von ihrer soziologischen Bedeutung, so besonders lesenswert macht, ist eine spezifisch französische Seite der Schilderungsart. In keinem deutschen Werke der Unterhaltungsliteratur, dazu gehören die vier Bände unbedingt, lernt man so leicht und so mühelos die verwickelten Verfassungen und Verwaltungen der deutschen Bundesstaaten verstehen. Man lernt, indem man liest, ohne daß der erhobene Zeigefinger des deutschen Verfassers störend mahnt, daß man sich auch zu merken hätte, was man hier so „gründlich“ vorgetragen erhält. Huret ist

verhältnismäßig sogar sehr „gründlich“; aber langweilig ist er nie. Man liest auch seine Beschreibung der Syndikate, Kartelle, der Schulen und anderer öffentlicher Institutionen wie einen flotten Roman und die Schilderung der „Lumpen“ von Königsberg, der großen Papierfabrik mit ihren feinen Anspielungen ist nahezu eine packende Novelle. In dieser Schilderungsart, in diesem Stil sind die Franzosen noch lange nicht von den Deutschen überflügelt. Diese Art von Geschmack, die einzig im Ausscheiden des Unwesentlichen, Überflüssigen und Geschmacklosen liegt, und die es versteht, durch gute Ironie und feinen Scherz die Würde der Schilderung zu erhöhen, findet sich in Deutschland nur erst vereinzelt.

Einige tiefergehende Kritiken Hurets über das Unästhetische des „bassin d'ivresse“ des Vomitoriums, der Studentenkneipereien, werden auch vielen Deutschen aus dem Herzen gesprochen sein. Ebenso das, was er über die Albernheiten gewisser sächsischer Rangordnungen mehr durchblicken läßt, als wirklich äußert. Es ist eine Schande für die Sachsen, daß sie sich diese Dummheiten bieten lassen, und es ist gut, daß ganz Deutschland durch Huret einmal erfährt, was in Dresden noch alles möglich ist. Auch die Manie für anonyme Briefe und Denunziationen, die in Deutschland leider Gottes nicht nur in Sachsen grassiert, ist den scharfen Augen Hurets nicht entgangen, und es wäre ganz gut, einmal festzustellen, ob dies nicht auf den Ruf der „deutschen Treue“ etwas schädigend einwirken könnte.

* * *

Einen ganzen Band seines Werkes hat Huret Berlin gewidmet. Von allen Seiten versucht er, den Koloß zu begreifen und zu erfassen, aber es gelingt ihm nicht. Er hilft sich schließlich mit dem etwas billigen bon mot, daß der Charakter Berlins eben der ist, daß es keinen Charakter hat. Das ist natürlich ganz falsch, Berlin hat wohl einen Charakter, aber er ist noch nicht gefestigt. Berlin kann nur verstehen, wer Preußen versteht, und das sind wenige. Berlin kann nur verstehen, wer an die Mission glaubt, die Preußen auch noch heutigen Tages in Deutschland hat. Berlin ist keineswegs Preußen, aber Berlin ist trotz alles Geredes vom Wasserkopf der Monarchie ein echter Teil von Preußen und mehr mit preußischem Geist erfüllt, als man bei seinem kosmopolitischen Firnis vermutet. Bisher hat keine Schilderung der neuen Weltstadt das wirklich Wesentliche, das Warum dieser energischen Arbeitsatmosphäre wiedergegeben, weder Karl Scheffler in seinem so glänzend geschriebenen „Berlin“, noch Jules Huret. Vielleicht trägt die Schuld der Arbeitswirbel, der alle, die dem Problem zu nahe rücken, in sich hineinsaugt und niemanden bisher einen ruhigen Standpunkt zu dieser neuen Welt, die hier vor aller Augen wird, gewinnen läßt.



PAUL STOKLOSSA: DEUTSCHES ZEITUNGS- WESEN. EINIGE ZAHLEN.



EIT mehr als irgend ein anderes gewerbliches oder industrielles Unternehmen ist die Herausgabe einer periodischen Druckschrift an das Vorhandensein gewisser natürlicher Produktions- und Konsumtionsbedingungen gebunden, die für den Erfolg des Blattes von entscheidender Bedeutung sind. Allerdings darf man dabei nicht den großen Unterschied vergessen, der die Fach- und Zeitschriftenpresse von der Tagespresse trennt, nämlich die Rücksicht auf das Territoriale. Selbst Weltblätter wie die Kölnische und die Frankfurter Zeitung sind gezwungen, dem lokalen Teil die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu widmen. Bei einem Fachblatt ist das nicht der Fall. Es beschränkt sich zwar auf ein bestimmtes Gebiet, aber auf diesem ist es lokal nicht gebunden. Natürlich gibt es auch hier einige Ausnahmen; wir erinnern nur an die Heimatzeitschriften. Aber sonst mag ein Fachblatt in einer Weltstadt oder im kleinsten Dörfchen erscheinen, wenn es gut ist, so wird es jeden Fachmann interessieren, ja, in gewissem Sinne wird seine Wirkung international sein.

Es ist aber nicht Willkür oder Zufall, daß trotz der Richtigkeit des oben Gesagten der Hauptsitz des modernen Zeitungswesens die großen und größten Städte sind. Einmal sind sie die Wiege des Zeitungswesens überhaupt. An den Mittelpunkten des politischen, geistigen und geschäftlichen Lebens war es naturgemäß am einfachsten, die Tagesgeschichte, die hier gemacht wurde, zu registrieren und allmählich auch zu kritisieren. — Ein Blick auf die heutige Gestaltung des deutschen Zeitungswesens zeigt uns bei den Zeitschriften und Fachzeitungen Zentralisation, bei den Tageszeitungen Dezentralisation. Obwohl die Zeitungen nur zweidritteltal so zahlreich sind als die Fachzeitungen und Zeitschriften, ist die Zahl der Verlagsorte, auf die sie sich verteilen, doch $3\frac{1}{2}$ mal so groß, d. h. auf einen Zeitungsverlagsort entfallen im Durchschnitt 2 Zeitungen (genau 1,8), auf einen Zeitschriften- und Fachzeitungsverlagsort 9 (genau 8,9). Es ist zweifellos erwiesen, daß in der gesamten Zeitungsindustrie die Konzentrationsbestrebungen von Jahr zu Jahr zunehmen. Es ist dies eine Folge des Kapitalaufwandes, den der Betrieb einer rentablen Zeitung heutzutage erfordert. Eine weitere Folge dieser Kapitalherrschaft ist das Plattenwesen. Man kann sagen, daß es jetzt wohl kaum eine kleine Provinzzeitung ohne Plattendruck gibt. Börsenberichte, Parlamentsberichte, Lotterielisten, politische und lokale Korrespondenzen, Romane u. a. werden in Platten geliefert. Dennoch würde man entschieden zu weit gehen, wenn man unter diesen Umständen die Provinzpresse etwa als Filialgeschäfte des in der Großstadt domilzierten Großbetriebes bezeichnen wollte. Die individuelle Bedeutung der Provinzpresse liegt eben im Ausbau und in der Pflege des lokalen und provinziellen Teils. Trotzdem können wir die festgestellte Dezentralisation der Zeitungen nicht als etwas durchaus Günstiges bezeichnen. Denn das geistige Niveau unserer kleinsten Zeitungen ist nur zu oft ein derartiges, daß die Bezeichnung „Winkelblatt“ für diese Organe in vielen Fällen eine durchaus berechtigte ist.

Bei den Zeitschriften und Fachzeitungen ist jedoch die Zentralisation durchaus vorherrschend. Die Gründe hierfür sind mannigfache. Zum Teil hat es der Vorteil der Verleger geboten, möglichst viele Organe in ihre Hand

zu bekommen. Da der Versand der größtenteils unter Kreuzband vertriebenen Fachblätter am Tage des Erscheinens eine Unzahl Hände beschäftigt, die an anderen Tagen ungenügend zu tun haben, gebietet es schon die Rücksicht auf die Rentabilität, das durchaus notwendige, gutgeschulte Expeditionspersonal durch an anderen Terminen erscheinende Fachblätter zu beschäftigen. Ein weiterer Grund für die Zentralisation ist die Unabhängigkeit der Redaktion vom Orte des Erscheinens und die günstige postalische Lage einiger Hauptzentren.

Wie weit die Zentralisation der Zeitschriften und Fachzeitungen schon fortgeschritten ist, beweist die Tatsache, daß 3007 = 56,87 % in 11 Verlagsorten erscheinen. Es sind dies Berlin mit 1425 = 26,34 %, Leipzig mit 558 = 10,31 %, München mit 247 = 4,57 %, Stuttgart mit 207 = 3,83 %, Hamburg mit 148 = 2,74 %, Frankfurt a. M. mit 106 = 1,96 %, Dresden mit 87 = 1,61 %, Hannover mit 83 = 1,53 %, Halle a. S. mit 76 = 1,40 %, Breslau mit 70 = 1,29 %, Köln mit 70 = 1,29 %. Außerdem gibt es noch 15 Verlagsorte mit 30—69 Organen und 10 mit 20—29 Blättern.

Wir stehen nicht an, diese Zentralisation als etwas günstiges zu bezeichnen. Denn während alle anderen Staaten eine Metropole haben, in der besonders das Zeitschriften- und Fachzeitungswesen sich konzentriert, finden sich bei uns im Norden und im Süden, im Osten und im Westen Mittelpunkte der Intelligenz. Es ist diese Verteilung die natürliche Folge einer gesunden und in diesem Punkte sehr wertvollen Eigenschaft germanischen Wesens, des sonst viel und mit Recht getadelten Partikularismus. Ein edles Ringen mit geistigen Waffen um die Palme des Sieges herrscht, eines Sieges, dessen Früchte allen zugute kommen, das geistige Niveau des Zeitungswesens befruchten und vor Erstarrung bewahren.

πάντα ρεῖ — diese alte Wahrheit des griechischen Philosophen gilt wohl mit am meisten für die Presse. Ein unaufhörliches Entstehen und Verschwinden der einzelnen Blätter zeigt sich hier. Es gibt wohl keinen zweiten Faktor des öffentlichen Lebens, der so tiefgreifende und stetige Veränderungen in seinen einzelnen Gliedern erföhre und unbeschadet seiner Wirksamkeit im ganzen auch auf die Dauer ertrüge.

Im allgemeinen hat das Alter wenig Einfluß auf die Größe und Bedeutung eines Blattes. Zeitungsgreise, die wegen ihres ehrwürdigen Alters gelesen, abonniert und inseriert werden, gibt es nicht. Wer bei dem ewigen Kampfe aller gegen alle veraltet, ist verloren; denn der Jungbrunnen, der Tag mit seinen hastenden Ereignissen, sprudelt ewig.

Wie rasch sich hier der Wechsel vollzieht, dafür im folgenden einige interessante Zahlen. Von den rund 7630 Zeitungen, Zeitschriften und Fachzeitungen, die am Anfang des Jahres 1900 bestanden, sind bis zum 1. Januar 1910 nicht weniger als 1352 oder 17,72 % eingegangen. Von diesen sind 950 oder 70,27 % Fachzeitungen und Zeitschriften und nur 402 oder 29,73 % Zeitungen. Die Verteilung der eingegangenen Blätter auf die einzelnen Gruppen zeigt die folgende Tabelle. Zum Vergleich ist der Stand der Fachzeitungen- und Zeitschriftenindustrie am 1. Januar 1910, wie ich ihn in meiner Arbeit „die Fachzeitungen und Zeitschriften im Deutschen Reiche“ (Volkswirtschaftliche Blätter 1910 Nr. 19 S. 345 ff.) festgestellt habe, mit angeführt.

Nr.	Gruppe	Zahl	%	
			1. 1. 1900	1. 1. 1910
1.	Bau-, Maschinen-Hüttenwesen, Bergbau ...	44	4,63	6,16
2.	Beamtenzeitschriften	21	2,21	3,56
3.	Belletristik, Literatur	60	6,32	5,63
4.	Buchhandel, Druck, Presse	31	3,26	1,99
5.	Chemie, Drogerie, Physik	3	0,32	1,92
6.	Frauen- und Modeblätter	41	4,32	2,54
7.	Geschichte, Geographie, Philosophie, Alters- kunde	39	4,11	1,94
8.	Gewerbe, Handel und Industrie	146	15,47	22,45
9.	Kunst, Musik, Theater	52	5,47	3,14
10.	Landwirtschaft und Nebengewerbe	51	5,37	8,34
11.	Forst, Jagd, Fischzucht	14	1,47	0,88
12.	Medizin	57	6,00	5,94
13.	Militär und Marine	11	1,16	1,13
14.	Mathematik und Naturwissenschaft	11	1,16	1,48
15.	Obst-, Garten-, Weinbau, Blumenzucht ...	15	1,58	1,80
16.	Pädagogische, akademische, Jugendschriften	49	4,94	5,49
17.	Rechts-, Staatswissenschaften, Volkswirt- schaft	42	4,42	3,09
18.	Reise-, Eisenbahn- und Badeblätter	40	4,21	5,68
19.	Religion	108	11,47	7,62
20.	Sport und Spiel	45	4,74	2,15
21.	Verschiedenes	70	7,37	7,07
Summa		950	100	100

Die Bedeutung dieser Sterblichkeitszahlen zeigt sich noch markanter, wenn man berücksichtigt, daß von diesen eingegangenen periodischen Druckschriften nicht weniger als 443 oder 32,8 % der Gesamtzahl überhaupt erst in den Jahren 1896—1900 entstanden waren. — Die Gründe für diese recht erhebliche Sterblichkeit sind unschwer zu ermitteln. Bei den Fachzeitschriften ist es besonders die enorme, von Tag zu Tag größer werdende Zersplitterung. Hier gibt es eine große Anzahl von Blättern, die mit höchstens 500 Abonnenten ein kümmerliches Dasein fristen und mehr Schaden bringen als sie nützen. Jeder Stand, jedes Alter und Geschlecht, jede Partei und jeder Verein, mag er nun politisch, religiös oder gesellschaftlich sein, muß sein Blatt haben; und auch das genügt noch nicht, es wird immer weiter spezialisiert, nach Landteilen, Provinzen und schließlich nach Städten.

Hier sind die Tageszeitungen schon besser dran. Sie haben bei der richtigen Pflege des lokalen und provinziellen Teils viel eher die Möglichkeit, ein wenn auch bescheidenes, so doch relativ ertragreiches Dasein zu fristen.

Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß heutzutage jegliches journalistische Unternehmen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Für Tagesblätter, Zeitschriften und Fachzeitschriften gilt es in gleicher Weise, daß ohne erheblichen Kapital- und Kraftaufwand überhaupt dauernde Erfolge nicht erzielt werden können. Die hochgespannte Erwartung des zeitungslisenden Publikums, die Sphinx öffentliche Meinung, die so oft und so schnell ihr Gesicht wechselt, die Konkurrenz, die rastlos und ruhelos vorwärts strebt, lassen gar oft ein bis dahin angesehenes Blatt sang- und klanglos verschwinden.

Bei einer so bedeutenden Sterblichkeit darf es nicht verwunderlich erscheinen, wenn die Zahl der journalistischen Repräsentanten aus alter Zeit eine verhältnismäßig recht kleine ist. Nur 156 von den heute bestehenden 9304 periodischen Druckschriften, also nur 1,68 % „Hundertjährige“ bestehen im deutschen Reich; davon sind 12 Zeitschriften und Fachzeitungen, 144 Zeitungen. Aus dem 18. Jahrhundert stammen 83 periodische Druckschriften, aus dem 17. 9; es sind dies die „Magdeburgische Zeitung“, 284 Jahre alt, die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, 250 Jahre, die „Leipziger Zeitung“, 250 Jahre, die „Jenaische Zeitung“, 236 Jahre, die „Hanauer Zeitung“, 232 Jahre, die „Augsburger Postzeitung“ 224 Jahre, die „Augsburger Abendzeitung“, über 220 Jahre, die „Gothaische Zeitung“, 219 Jahre und die „Hildesheimische Zeitung“, 212 Jahre.



FRITZ TELMANN, WIEN: DIE BEWEGUNG FÜR EIN THEATERGESETZ IN ÖSTERREICH UND DEUTSCHLAND.

DEM Wiener Verein Arbeiterbühne kommt das Verdienst zu, den ersten Anstoß zu einer Reform des österreichischen Theaterrechtes gegeben zu haben. Es war dies eine Vereinigung von Arbeitern und Intelligenzproletariern, die das Streben, auch den Armen Anteil an den Genüssen der österreichischen Schaubühne zu erobern, und wohl auch der dunkle Trieb, aus dem Volke heraus eine Erneuerung der österreichischen Bühnenkunst zu schaffen, zusammengeführt hatte, ein Gedanke, den zehn Jahre vorher im Freundeskreise Anzengruber bereits oft erörtert hatte. Eine Reihe von Theatervorstellungen, die vom Geiste einer neuen Zeit und einer neuen Klasse durchweht waren, machte den jungen Verein bald zu einer angesehenen und mächtigen Organisation. Unsere besten Bestrebungen aber wurden lahmgelegt durch die österreichische Staatsgewalt, genauer gesagt durch die schikanöse Handhabung der theaterrechtlichen Bestimmungen der österreichischen Verordnungen durch die Behörden. Man muß nämlich wissen, daß damals zwischen den k. k. politischen Behörden und den sozialdemokratischen Vereinen ein ergötzlicher Kleinkrieg geführt wurde, bei dem ein Teil dem andern möglichst viel Schabernak zuzufügen trachtete. Nun wird die Handhabung der Theaterzensur bei uns durch eine Verordnung des Ministers Bach aus dem Jahre 1850 (dem Beginn der Reaktionsperiode nach 1848) „geregelt“, laut welcher der Zensor (Bezirkshauptmann oder Statthalter) einfach nach seinem Gutdünken — die österreichische Verwaltungspraxis hat dafür den Terminus technicus „freies Ermessen“ geprägt — alles verbieten kann, was er verbieten will, und zwar einzelne Worte, Sätze, aber auch das ganze Stück. Bei seiner Entscheidung braucht er gar keine Gründe anzugeben, und in der Regel macht er von dieser Freiheit Gebrauch, so daß auch der nach der Verordnung mögliche Rechtszug an die politische Behörde zweiter Instanz, das Ministerium des Innern, eigentlich in der Luft hängt, da der Rekurrierende die Meinung der unteren Instanz bekämpfen muß, ohne sie eigentlich zu kennen. Gewöhnlich hat auch das Ministerium die

Rekurse einfach mit Berufung auf die Entscheidung der ersten Instanz glatt zurückgewiesen. Ebenso schlimm als mit der Theaterzensur steht es nach derselben Verordnung mit dem Theaterkonzessionswesen, also mit der Regelung der Bestimmungen, die sich auf die Erteilung der Bewilligung zum Theaterbetriebe beziehen. Auch hier hat Bach den Behörden, aber nur diesen, vollste Freiheit eingeräumt, eine Theaterkonzession zu geben, wem, wann, wo und in welchem Umfang sie wollen, ebenso aber diese Konzession nach Gutdünken wieder zu entziehen, so daß der Inhaber einer Theaterkonzession fortwährend in der Angst schwebt, es könnte ihm aus irgendeiner Laune eines politischen Beamten oder eines Generals oder Bischofs, der auf diesen Beamten Einfluß nimmt, die Konzession eines Tages weggenommen werden, womit er natürlich allen Pressionen und Schikanen der Behörde preisgegeben ist. Man kann sich aus dem früher Erwähnten zusammenreimen, daß eine „Arbeiterbühne“ diesen Schikanen besonders ausgesetzt war, so daß sie förmlich dazu gedrängt wurde, für eine Änderung der gesetzlichen Bestimmungen die volle Kraft einzusetzen.

Die allgemeine Stimmung war damals diesen Bestrebungen günstig. Die Theaterzensur hatte sich durch eine Anzahl unsinniger Verbote, wie das von Max Halbes „Jugend“, Gerhart Hauptmanns „Weber“, Ernst von Wildenbruchs Heinrichsdramen auch bei der Bourgeoisie verhaßt gemacht, so daß wir deren gesamte Presse und viele einflußreiche und intelligente Bürger auf unsrer Seite fanden, als wir im Winter 1897/98 eine Versammlungskampagne für die Reform der Theaterzensur, unter welcher Reform wir natürlich deren Abschaffung verstanden, mit gutem Mute eröffneten. Hier möchte ich daran erinnern, daß die österreichische Theaterzensur nach Geschichte und Gegenwart eine der bösesten der Welt ist. Sie hat dem größten unsrer Dichter, Grillparzer, das Leben verbittert und Anzengruber viele Prügel in den Weg geworfen. In diesen Volksversammlungen, die alle massenhaft besucht waren, führte ich ungefähr Folgendes aus: „Die Theaterzensur sei durch das Staatsgrundgesetz über die Freiheit der Meinungsäußerung ebenso derogiert wie die Preßzensur. Wie die Verfolgung strafbarer Handlungen der Presse durch das Preßgesetz, so solle die Ahndung der durch die Vorführung eines Bühnenstückes begangenen strafbaren Delikte durch ein Theatergesetz normiert werden. Die Präventivzensur, nach der Willkür der Behörden geübt, widerspreche dem Wortlaut und Geiste unsrer Verfassung.“ Da wir aber angesichts der im Parlament eben tobenden Obstruktion keine Aussicht sahen, daß unsre Volksvertretung Ruhe und Sammlung zu einer solchen gesetzgeberischen Arbeit finden würde, so stellten wir ein Komitee von Schriftstellern und Theaterleuten zusammen, das den Entwurf ausarbeiten und ihn dem Parlament sozusagen fix und fertig ins Haus stellen sollte. Diesem Komitee gehörten unter andern an der damalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters Doktor Burckhardt, Hermann Bahr und Alfred Freiherr von Berger, damals Direktor des deutschen Schauspielhauses in Hamburg. Auf Vorschlag von Hermann Bahr wurde dann auch die gesetzliche Regelung des Konzessionswesens in unser Aktionsprogramm aufgenommen. Bahr hatte richtig darauf hingewiesen, daß selbst bei vollständiger Aufhebung der Zensur ohne gleichzeitige Regelung des Konzessionswesens die Behörde durch die Androhung der Konzessionsentziehung jedes Verbot beim Theaterdirektor erzwingen könne. Ebenso ward auf Anraten Burckhardts auch die Regelung des Schauspielerrechtes, insbesondere des Vertragsrechtes der Schauspieler, in den Kreis unsrer Bemühungen aufgenommen.

Unser Entwurf ist 1897 im Druck erschienen, 1898 wurde er, von Abgeordneten aller Parteien unterstützt, durch Doktor Ofner im österreichischen Reichsrat als Initiativantrag eingebracht. In den parlamentarischen Stürmen des letzten Jahrzehnts war er ein wenig in Vergessenheit geraten, obwohl schon im Jahre 1898 der österreichische Ministerpräsident Doktor von Körber die Einbringung einer Regierungsvorlage in Aussicht gestellt hatte, die sich im wesentlichen an unsern Entwurf anschließen sollte, erst das Volkshaus des allgemeinen Wahlrechtes brachte ihn 1908 wieder zu Ehren und setzte zu seiner Beratung ein eigenes Komitee des volkswirtschaftlichen Ausschusses im Abgeordnetenhaus unter Vorsitz des Abgeordneten Dr. Ofner ein.

Das Theatergesetz umfaßt in unserem Entwurfe drei Hauptstücke, von denen die beiden ersten, Theaterzensur und Theaterkonzessionswesen, öffentlich-rechtlicher, das dritte, die Theaterverträge behandelnde, privatrechtlicher Natur sind.

Bezüglich der Zensur setzt unser Entwurf fest: „Vor jeder Ankündigung einer öffentlichen theatralischen Vorstellung ist das zur Aufführung bestimmte Stück der Landesstelle in jener Form vorzulegen, in der es zur Darstellung gelangen soll. Wenn innerhalb 14 Tagen nach erfolgter Einreichung ein Verbot nicht erfolgt, ist die Aufführung und auch jede Wiederholung zulässig.“ Dazu habe ich zu bemerken, daß wir Vertreter der „Arbeiterbühne“ in dem Komitee das Institut der Präventivzensur überhaupt aus dem Gesetz eliminiert wissen wollten (s. o.). Auch heute noch bin ich ein entschiedener Gegner jeder Zensur und verweise hinsichtlich der Möglichkeit ihrer Aufhebung auf die „freien Städte“ in Deutschland, in denen der Mangel der behördlichen Bevormundung keine sichtbare Verschlechterung des Niveaus der Schaubühne gegenüber anderen Bühnen Deutschlands gezeitigt hat. Aber die Mehrheit des Komitees war für unsere radikale Auffassung nicht zu gewinnen. Wichtig ist, daß das Gesetz für die Zensurerledigung eine gebundene Frist normiert, wodurch den bei uns nicht seltenen Verschleppungsversuchen der Behörden ein Riegel vorgeschoben wird. „Das Verbot einer Aufführung kann nur dann erfolgen, wenn die Aufführung den Tatbestand eines strafgerichtlich verfolgbaren Deliktes in sich schließen würde. In dem Verbotserkenntnis sind die inkriminierten Stellen oder Momente unter Angabe ihrer behaupteten strafrechtlichen Qualifikation genau anzugeben (§ 19 des Gesetzes). In diesem wichtigen Paragraphen ist zum ersten Male an Stelle der Willkür der Verwaltungsbehörden dem Rechte Eingang verschafft. Nur was den Tatbestand eines strafrechtlich verfolgbaren Deliktes bildet, darf gestrichen werden, oder es darf ein ganzes Stück nur aus dem Grunde, weil sein Inhalt nach dem allgemeinen Strafgesetz verfolgbar ist, verboten werden. Auch die Bestimmung, daß der Autor ein motiviertes Verbotserkenntnis bekommen muß, ist wichtig. Denn nur auf ein solches kann sich ja ein Rekurs stützen (s. o.). Neu für Österreich ist ferner die Bestimmung, daß der Rekurs im ordentlichen Instanzenzuge der politischen Behörden bis an den Verwaltungsgerichtshof zulässig ist. Die letzte Instanz ist also eine richterliche. In Deutschland besteht schon jetzt die Möglichkeit der Berufung an das Obergerverwaltungsgericht, das sich wiederholt, wie im Falle der „Weber“, trefflich bewährt hat. Auch hinsichtlich des Konzessionswesens geht die Tendenz des Gesetzes sichtlich dahin, das „freie Ermessen“ der Behörden tunlichst zu beseitigen und an dessen Stelle die Rechtsprechung zu setzen. § 3 des Entwurfs bestimmt nämlich: „Die Theaterkonzession darf von der Landesstelle (in Deutschland Regierungspräsidium) nur verweigert werden: 1. Wenn der

Konzessionswerber die ihm in der Höhe eines Drittels des voraussichtlichen Jahresetats aufzutragende Sicherstellung für die Forderungen des Personals und der Autoren nicht erlegt hat. 2. Wenn der Konzessionswerber nicht eigenberechtigt ist oder sich ehrloser Handlungen schuldig gemacht hat.“ Der Konzessionswerber braucht also nicht wie bisher bei der Behörde um Gnade und Wohlwollen zu betteln, vielmehr muß die Konzession ihm erteilt werden, wenn er den gesetzlichen Bedingungen Genüge leistet.

Aus dem Abschnitt „Theaterverträge“ (besser hieße er: Schauspielerverträge) sei im folgenden nur das Wichtigste erwähnt: „Die Engagementsverträge müssen schriftlich errichtet werden; das Mitglied hat eine Ausfertigung zu bekommen.“ (§ 24.) „Im Falle der Erkrankung hat das Mitglied bei für nicht länger als ein Jahr geschlossenen Verträgen durch sechs Wochen, bei für länger als ein Jahr geschlossenen Verträgen durch drei Monate Anspruch auf volle Gage mit Ausschluß des Spielhonorars.“ (§ 28.) „Der dem Vertragsabschluß nachgefolgte Eintritt körperlicher oder stimmlicher Gebrechen, welcher das Mitglied zu seiner künstlerischen Tätigkeit ungeeignet macht, ist dem Falle einer Erkrankung gleichgestellt.“ Ebenso bei weiblichen Mitgliedern Schwangerschaft. § 29 bestimmt, daß ein Vertrag ungültig sei, wenn nicht dem Kündigungsrechte des Unternehmers ein gleiches Kündigungsrecht des Mitgliedes entspreche. Für die Vorproben hat halbe Gage gezahlt zu werden. (§ 30.) „Im Falle der Verehelichung darf ein weibliches Mitglied den Vertrag innerhalb eines Monats nach Abschluß der Ehe für aufgelöst erklären.“ Gegen den berüchtigten Kündigungsparagraphen richtet sich ein Zusatz zu § 29: „Die Vereinbarung eines in die Spielzeit fallenden Kündigungstermins ist unzulässig.“ Danach soll es also unmöglich sein, daß ein Direktor für ein Fach sieben Vertreter engagiert und auf Grund seines angemäßigten Kündigungsrechtes innerhalb der ersten vier Wochen sechs von ihnen entläßt, die dann, mitten in der Saison, schauen mögen, wo sie ein Engagement finden. Endlich werden Vereinbarungen nach Art des berüchtigten Bühnenkartells (Boykottierung eines kontraktbrüchigen Künstlers durch sämtliche Verbandsbühnen) für ungültig erklärt. Den Schluß dieses Abschnitts bilden Bestimmungen zum Schutze der Schauspieler gegen Ausbeutung durch die Agenten.

Im Deutschen Reiche ist die Bewegung noch nicht soweit wie in Österreich gediehen. Dort hatte schon 1871 der Deutsche Bühnenverein, die Vereinigung der Direktoren, den Wunsch nach einem besonderen Theatergesetze ausgesprochen¹⁾ und eine Kommission gewählt, die einen bezüglichen Entwurf ausarbeiten sollte. In dem Berichte dieser Kommission vom Jahre 1872 wurde jedoch festgestellt, daß ein solches Gesetz an der Abneigung von Bundesrat und Reichstag scheitern müßte, die an der Gewerbeordnung keine Änderung im Sinne der geforderten Einschränkung der Theatergewerbefreiheit vornehmen wollten. Die Kommission empfahl deshalb, die Reform zunächst nicht durch ein besonderes Theatergesetz, sondern auf dem Wege der Selbsthilfe anzubahnen. Es wurde daher an den Bundesrat eine Eingabe gemacht, er möge für die Gründung von Theaterschulen Geldmittel gewähren. (Die deutschen Theaterreformer erhoffen nämlich von staatlichen „Theaterakademien“ eine Erhöhung des sozialen Niveaus der Schauspieler und Verminderung des Schauspielerproletariats.) Dieses Gesuch lehnte der

¹⁾ Siehe: Baron Putlitz' Schrift „Theaterhoffnungen“, Deutsche Verlagsanstalt 1908.

Reichstag 1873 rundweg, ohne Angabe von Gründen, ab. Im Mai 1901 nahm der Deutsche Bühnenverein die Sache wieder auf und wählte in seiner Generalversammlung eine Kommission „zur Vorbereitung einer den Erlaß des Theatergesetzes betreffenden Petition, welche an den Reichskanzler geleitet werden soll.“ In den letzten Jahren haben auch die deutschen Schauspieler, offenbar angeregt durch den Erfolg des österreichischen Entwurfes, an dem ja auch die österreichischen Schauspieler wacker mitgearbeitet haben, den Ruf nach einem Reichstheatergesetz erhoben und in dem jungen Zentrumsabgeordneten Dr. Max Pfeiffer, der diese Forderung wiederholt im Reichstag vertrat, einen energischen und sachkundigen Vertreter gefunden. Die deutsche Reichsregierung hat auch erklärt, daß sie eine Kodifikation des Schauspielerrechtes für dringlich halte, sie widerspricht aber einer Reform des Zensur- und Konzessionswesens. Im übrigen sind die Forderungen der Schauspieler im Reiche im wesentlichen dieselben, denen der österreichische Entwurf Rechnung getragen hat. Die deutschen Schauspieler verlangen überdies noch die Schaffung von Bühneninspektoren nach Analogie der Gewerbeinspektoren im Interesse der Überwachung der hygienischen Vorschriften, Sonntagsruhe, ein schwer zu erfüllendes Postulat, gesetzlich festgelegten Urlaub, Minimallohn, Festsetzung der Maximalarbeitszeit, Verschärfung der Bedingungen für die Erlangung einer Theaterkonzession, Festlegung des Rechtes auf Beschäftigung, sowie des Rechtes auf Beschäftigung in dem im Kontrakt bestimmten Fach, Schwangerschaftsunterstützung auch für unverheiratete Bühnenmitglieder, Lieferung der Bühnenkostüme für Herren und Damen, Regelung der Strafbefugnisse der Direktion (Erhebung der Strafgeelder) usw. (S. darüber Dr. M. Pfeiffer, „Theaterelend“, Bamberg, Verlag der „Bamberger Neueste Nachrichten“).

Auf jeden Fall ist in Österreich und Deutschland der Stein im Rollen. Das Publikum will sich nicht bevormunden lassen und fordert eine Reform der Zensur, die Direktoren wollen Sicherheit für den von der Behörde ungestörten Betrieb, die Bühnenschriftsteller verlangen gesetzlichen Schutz für ihre Rechtsverhältnisse zu Direktoren und Agenten, die Schauspieler wollen mit einem Ruck ihre ganze Stellung in der Gesellschaft verbessern — überall drängen neue Rechtsbildungen zum Leben. Wir in Österreich freuen uns, daß wir als Erste den Weg zur Gesetzwerdung weisen durften.



GRETE MEISEL-HESS, BERLIN-STEGLITZ: LITERARISCHE PREISE.



US Weimar kommt eine bedeutsame Nachricht. In einem Artikel im letzten „Türmer“ teilt Dr. Richard Oehler mit, daß die Schwester Nietzsches, Frau Förster-Nietzsche, dauernd talentvolle, aber bedürftige Schriftsteller aus den laufenden Honorareinnahmen, die sich aus den Werken ihres Bruders ergeben, unterstützt. Vor drei Jahren habe sie unter Verzichtleistung auf ihre Eigentumsrechte das Nietzschearchiv in eine staatliche Stiftung umgewandelt, deren Hauptzweck nächst der dauernden Erhaltung des Archivs die Verteilung von Erholungsstipendien

sein soll; und zwar sollen diese Stipendien tüchtigen Männern der verschiedensten Berufe im besten Lebensalter von 26 bis 46 zugute kommen. Es soll ihnen die Möglichkeit geboten werden, sich einmal „auf sich selbst zu besinnen, an südlichen oder nördlichen Gestaden, auf hohen Bergen oder in tiefen Wäldern sich auszuruhen und ihren Gedanken nachzuhängen, oder jene Länder aufzusuchen mit den herrlichsten Werken alter Kunst, wonach sich ihre Seele nach langen Jahren gesehnt hat. In diesem Alterszeitraum ergreift gerade die Begabtesten in der Monotonie ihres Berufes, in dem täglichen Trott der gleichen Ansprüche Ungeduld und Mißmut, so daß ihnen eine Erquickung und Aufmunterung so notwendig wie möglich ist. Man sorgt für die frühe Jugend und auch für das Alter, aber das tätige Mannesalter mit all seinen schweren Verantwortungen und Lasten ist bis jetzt wenig bedacht worden.“

Hier ist also einmal das Unwahrscheinliche Ereignis geworden. Eine naheliegende, humane Idee, die bisher so gut wie keine Verwirklichung fand, ist hier zum ersten Male deutlich realisiert. Freilich, es gibt ja längst schon Preise, auch für Schriftsteller. Da stehen in erster Linie die Dramatiker. Für sie gibt es in Deutschland einen doppelten Schillerpreis, in Österreich einen Grillparzer- und Bauernfeldtpreis. (Dieser letztere wird auch für andere als dramatische Dichtungen vergeben.) Für das beste deutsche Drama fällt dem Autor neben reichlichen Tantiemen auch noch der Preis von wenigen tausend Mark zu. Nichts und niemand aber hilft dem Autor, dem dramatischen sowohl wie dem undramatischen, sein Werk zu vollenden. Da sitzt ein Dichter jahrelang an einer großen Arbeit. Er verdient so gut wie nichts in der Zeit, die er dieser Arbeit widmet, denn er kann nicht „nebenbei“ so viel Journalistik machen, um davon zu leben. Nichts und niemand hilft ihm über Krankheit und Erschöpfung; ein paar Wochen Erholung, die er dringend nötig hätte, sind ihm nicht selten unerschwinglich. Die vielen Reisetipendien, die es für Maler gibt, existieren nicht für Schriftsteller. Ich schrieb einmal über dieses traurige Phänomen: „Ein Dichter, dem die bleiche Brotangst die Gurgel zuschnürt, — ein Unding ist's, ein grausames, widersinniges Unding, denn das Material, das kostbare, geht zum Teufel in diesem verzweiferten Ringen mit ihr, der bleichen, der schlottrigen, der würgenden Brotfurcht. Wenn der Tischler, der Schuster, oder wer sonst immer Sorgen hat, so wird ihm doch nicht sein Holz oder sein Leder davon ruiniert! Der Dichter ist der einzige, dem diese gemeinste Sorge sein Material zerfrißt, zerstört, — das kostbare, unersetzliche Material: die Stimme . . . das Zarteste im Menschen, das Tönen seiner Seele, — anima, die Stimme, wird gebrochen von der Not. Warum laßt ihr sie verfliegen, verwehen, verdorren diese Stimmen? Warum duldet ihr, daß sie in Notrufen sich heiser gellen? Sorget, sorget für diese Stimmen, wo immer Not und Jammer sie zu ersticken und zu erwürgen drohet, sorget! Denn sind es nicht die deutlichsten, die vernehmbarsten Stimmen der Nation?“ *) . . . Vor Jahren schon hat ein Wiener Schriftsteller, Robert Scheu, in einem bemerkenswerten Essay, der unter dem Titel „Kulturpolitik“ als Broschüre erschien, den Ruf nach einer „Kreditbank für Geister“ ausgestoßen. Nicht die, die schon auf der Höhe des Erfolges, auch des materiellen Erfolges sind, sondern die, von denen bedeutende Taten zu erwarten, die mitten am Wege dahin sind und natürlich schon Beachtenswertes geleistet haben, — denen soll „Kredit“

*) Aus dem Roman „Die Stimme“.

von der Kulturwelt eröffnet werden, damit sie ihre geistigen Kinder in Kraft und Ruhe zur Welt bringen können. In jüngster Zeit hat ein österreichischer Offizier, Hauptmann Hueber aus Prag, ein Buch geschrieben, in dem er die Organisierung der Intelligenz empfiehlt. Es kann aber nichts anderes gemeint sein, als die Betonung der kulturellen Notwendigkeit der Vermehrung solcher Stipendien und Preise, welche das Talent krönen, auch unabhängig von seinem Augenblickserfolg. Heute ist dieser Erfolg das Um und Auf besonders des Dichters, und man tut sehr unrecht daran, den Dichtern vorzuwerfen, daß er ihnen am Herzen liegt; denn was bleibt ihnen heute anderes? Wenn sie nach jahrelanger Arbeit an einem Werk ökonomisch genau so dastehen wie vorher, oder vielleicht knapp die Mittel errungen haben, sich weiter zu fristen, so muß es sich schon um Don Quichotenaturen oder um gesicherte Rentenempfänger handeln, wenn sie dabei nicht mißmutig und trübe werden. Nach der großen Arbeit braucht der produktive Kopf eine ordentliche Pause, er braucht Erholung, Reisen, bunte, reiche Eindrücke, frohes und freies Aufatmen. Diese Möglichkeiten bietet ihm heute nur ein Erfolg, mit dem er zufällig die Stimmung des Publikums, die wandelbar, unberechenbar und durchaus suggestibel ist, getroffen hat. Es ist aber ohne Zweifel eine Aufgabe einer kulturellen Politik, den produktiven Kopf von dem Hangen und Bangen nach dieser Konjunktur, um deretwillen er nicht selten sein Bestes verleugnet, frei zu machen.

Und nun komme ich zu der Hauptsache, die ich zu sagen habe. Die Kulturwelt besitzt einen wirklich großzügigen Preis, den Nobelpreis. Für diesen Nobelpreis für Literatur standen in diesem Jahre zwei Kandidaturen zur Auswahl: Paul Heyse und Gustav Frenssen. Sofort als diese Kandidatur sich ergab, hieß es: selbstverständlich muß der jüngere Gustav Frenssen dem „greisen Nestor“ weichen. Und der Greis, der sich den Achtzig nähert, und Millionär dazu ist, Paul Heyse, erhielt vor allem aus dieser Erwägung, daß er der ältere sei, den Preis. Grundverkehrt erscheint mir diese Auffassung. Liegt es denn im Sinne der Stiftung, daß die Kinder und Enkel eines großen Mannes den Preis genießen, oder daß der Mann selbst sich damit hilft?! Ich denke wohl, daß das letztere gemeint ist. Ohne etwa für Frenssen eine besondere Lanze brechen zu wollen, muß die Verteilung des Preises mit der offiziellen Motivierung, die sie begleitete, getadelt werden. Vor allem dürften überhaupt nur Menschen, die nicht Millionäre sind, einen solchen Preis bekommen. Keinesfalls aber Greise, die, nach menschlicher Berechnung, nicht in eigner Person die Nutznießer der Stiftung sind. Ihre Kinder und Enkel auszuzeichnen, liegt doch wahrlich kein Grund vor; besonders dann nicht, wenn sie vor einem Menschenalter die Zeit ihrer Wirkung hatten, den Heutigen aber herzlich wenig zu sagen haben. . . Wer müßte sich nicht auflehnen bei dem Gedanken, daß der ringende Strindberg vor dem finanziellen Ruin steht, er, der uns mit jedem neuen Werk tragisch erschüttert, — während der „greise Nestor“ und Millionär in seiner Villa, zwischen Zitronenhainen sitzend, als Sänger süßlicher Romanzen den Preis quittiert und sein Testament damit bereichert? Dem schaffenden Dichter, der sich der Höhe seines Könnens nähert, vielleicht den Gipfel noch gar nicht erreicht und doch schon Überragendes geleistet hat, vorwärts und weiter will, noch eine Zukunft hat, — dem gebührt der Preis.



JULIE ADAM, WIEN: MODERNE TIERGESCHICHTEN UND TIERBÜCHER.



UCH die Tiergeschichte behandelt heute meistens Sonderschicksale und gewinnt unter dieser Voraussetzung eine ganz andere, neue Bedeutung: Nüchterne lehrhafte Erzählungen gewähren eben wenig Befriedigung, während die Lebensgeschichte eines bestimmten Individuums aus dem Tierreich großes Interesse zu erwecken vermag. Das bewies schon Rudyard Kiplings „Dschungelbuch“, von dem die moderne Tiergeschichte ihren Ausgang nahm. Es wurde an dieser Stelle ausführlich besprochen.

Auf Kiplings Spuren wandelt der amerikanische Naturforscher und Maler Ernest Seton Thompson, dessen erstem Buch: „Wild animals I have known“, deutsch unter dem Titel: „Bingo und andere Tiergeschichten“ schon zwei andere folgten: „Prärietiere und ihre Schicksale“ und „Tierhelden“.

Thompson sagt in der Einleitung: „Die Tiere, von denen ich erzähle, haben wirklich gelebt und ihr Dasein floß so dahin, wie ich es schildert. Es ist also jede Begebenheit der Wirklichkeit entnommen. Doch sind in diesen Biographien die Abenteuer mehrerer gleichsam vereinigt . . . Nur Leute, die mit dem Leben in der freien Natur nicht vertraut sind, werden mir vorwerfen, daß ich den Tieren zu viel Menschliches angedichtet habe. Andere, die mitten in der Tierwelt leben und ihre Gewohnheiten und den oft geradezu verblüffenden Instinkt kennen, schenken mir gewiß Glauben.“

Der amerikanische Forscher, der gleichzeitig ein Dichter ist, wie die wunderbaren Schilderungen wohl zur Genüge beweisen, hat Recht: Niemand, der gewohnt ist, Tiere zu beobachten, bezweifelt die Wahrheit seiner Erzählungen. Wie stark ist z. B. die Mutterliebe bei den Tieren entwickelt, wie beschützen und verteidigen sie ihre Jungen!

Eine ergreifende Geschichte dieser Art ist die von der Füchsin „Vixen“. Der Fuchs wird erschossen, die Jungen ausgegraben und getötet, bis auf eines, das sich besonders drollig gebärdet. Dieses nehmen die Jäger mit und legen es in der Farm an die Kette. Vixen besucht den kleinen Tip täglich und bringt ihm Futter. Sie fürchtet wohl, daß man ihn hungern läßt. Sie sinnt auch fortwährend nach Mitteln zur Flucht, doch alle schlagen fehl. Wie sie endlich gar keinen anderen Ausweg mehr weiß und Tip nur zwischen dem Leben an der Kette und dem Tod zu wählen hat, bringt sie ihm selbst den vergifteten Köder. Aus Liebe öffnete sie ihm das einzige Tor, durch das noch ein Entkommen möglich ist.

„Rotkrause“, die Geschichte des Fasanen aus dem Don-Tal fängt schon sehr reizend an: Mit dem ersten Spaziergang der Fasanenkücken unter dem Schutz ihrer Mutter. Die Henne späht fortwährend vorsichtig umher und erblickt gerade noch zu rechter Zeit den Fuchs. „Versteckt euch!“ ruft sie ihren Kleinen zu und führt den schlaunen Räuber dadurch irre, daß sie sich flügelahm stellt. Wie sie zu ihrer Brut zurückkehrt, macht sie die Entdeckung, daß Rotkrause das schlaueste von den Kücken ist. Er gehört auch zu den wenigen von dem Dutzend zarter erdfarbener Knäuelchen, die dem Verderben entgehen. Oll-Cuddy, dem gefürchteten Jäger im Don-Tal schmeckt eben zu jeder Zeit ein Braten.

Endlich bleibt Rotkrause allein zurück. Er ist zum stattlichen Hahn mit kupferrotschillernder Halskrause herangewachsen, und gründet sich selbst eine Familie. Oll-Cuddy erschießt sein Weibchen und zertritt mehrere von den Jungen. Die sechs Überlebenden zieht Rotkrause groß, obwohl das ganz gegen die Gepflogenheit der Hühner ist. Er verliert sie alle durch verschiedene Unglücksfälle und wird endlich selbst in einer Schlinge gefangen. — Die große Eule, die seinen Leiden ein Ende macht, vollbringt ein Werk der Barmherzigkeit. — —

„Haben die Menschen ein Recht, Tiere so zu quälen?“ fragt Thompson.

Sehr merkwürdig ist auch die Geschichte von Mully, dem Schäferhund, der bei Tag ein treuer Wächter und nachts ein Räuber und Mörder ist. Und jene von der Krähe „Silberfleck“, die eine Sammlung von glänzenden Dingen besitzt, deren Prunkstück der reichvergoldete Henkel einer kostbaren Tasse ist. — — Wer findet da nicht Analogien mit dem menschlichen Leben?

Eine seltsame, sehr realistisch aufgefaßte Tiergeschichte ist: „Wenn die Natur ruft“ von Jack-London. Ihr Held, ein riesengroßer Hund, der von einem Bernhardiner und einem Collieweibchen stammt, war in seiner Jugend der verwöhnte Liebling eines reichen Pflanzers im Süden der Union. Er wurde seinem Herrn geraubt und wegen seiner ungewöhnlichen Stärke als Zughund nach Klondyke verkauft, wo er schwerbeladene Schlitten durch Schnee- und Eiswüsten ziehen muß.

Nachdem Buck den Besitzer wiederholt gewechselt, fand er endlich einen Herrn, an dem er mit großer Liebe hing. — Er brauchte diese Liebe, um gut zu bleiben, denn er war kein gewöhnlicher Hund. Eine Horde von Indianern überfiel seinen Herrn und tötete ihn und seine Freunde. Buck nahm furchtbare Rache: Er zerfleischte wohl ein halbes Dutzend der Mörder und gesellte sich dann für immer zu den Wölfen, deren gefürchteter Anführer er wurde. Der Ruf der Natur ist das Heulen seiner wilden Stammesgenossen.

Der Holländer E. D. Dekker, der unter dem Pseudonym Multatuli weltbekannt ist, bringt in seinem berühmten Buch „Havelaar“ unter vielen andern Schicksalstragödien auch eine von der gewaltsamen Zerstörung eines Freundschaftsbundes zwischen Mensch und Tier: Saidjah und Adinda spielt auf Java und die Stellen, wo von der innigen Zuneigung des riesigen Büffels für den kleinen Saidjah erzählt wird, sind von einer schlichten Innigkeit, die den Leser förmlich gefangen nimmt.

Als der Kipling des hohen Nordens gilt der schwedische Naturforscher Bengt Berg. Er lebte viele Jahre als Lappe unter Lappen in den einsamen Wildmarken des rauhen Landes, mit dessen Fauna er sehr vertraut ist: „Der Wasserfall“, ein Roman, enthält Schilderungen aus dem Leben der zahmen und wilden Renntiere, der Lappenhunde, und interessante Beschreibungen von Jagden auf Auerwild und Bären.

Andreas Haukland befaßt sich in „Das Meer und die großen Wälder“ und „Ansiedlergeschichten aus Norrland“ vielfach mit dem Tierleben in seiner Heimat Norwegen. Ja die Tiere spielen in seinen Erzählungen eine so große Rolle, daß man sie fast als Hauptpersonen ansehen könnte.

Schon lange vorher hat der amerikanische Schriftsteller Henry David Thoreau sein bekanntes Werk „Walden“ durch intime Schilderungen aus dem Tierleben in den Wäldern Nordamerikas auf ganz eigenartige Weise belebt. Es dürfte nicht schwer fallen, einen inneren Zusammenhang zwischen ihm, Multatuli, Bengt Berg und Haukland nachzuweisen.

Auf demselben lyrischen Grundton sind Hermann Löws Tiergeschichten gestimmt: „Mein grünes Buch“, „Mümmelmann“, „Was da kreucht und fleucht“. Löw ist also ebenfalls Forscher und Dichter zugleich. In den Tierdichtungen versenkt er sich häufig in jene minutiöse Detailmalerei, die sich nur ein so feiner Beobachter, wie er gestatten darf, ohne fürchten zu müssen, den Leser zu ermüden.

E. G. Schillings: „Mit Blitzlicht und Büchse“, „Im Zauber des Elelescho“, zwei Bücher mit Momentaufnahmen von Tieren reich illustriert, können als Natururkunden, an Ort und Stelle aufgenommen, bezeichnet werden. Solche intime Tierbilder existierten bisher gar nicht, während sie jetzt immer zahlreicher werden: Oberländers Jagd- und Reisebilder aus dem hohen Norden: „Durch norwegische Jagdgründe“ und Dr. G. Escherichs „Jagdreisen“ in Bosnien und der Herzegowina sind in ähnlicher Weise illustriert. Oberländers Werk mit Bildern des Jagdmalers C. Schulze und mit photographischen Aufnahmen. Dr. A. Berger: „In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger“ hat Schilling sogar eingeleitet.

Der Däne Aage Madelung erzählt in „Jagd auf Tiere und Menschen“ ebenfalls Tiergeschichten, die jedoch wieder einen ganz anderen Charakter zeigen. Madelung folgt bloß seinem Gefühl, besser gesagt, seinem Instinkt: Er sieht die Tiere mit den Augen des Jägers, ist ihnen gegenüber jedoch stets der Herr der Erde.

Sein Landsmann J. V. Jensen beobachtet außerordentlich scharf und zieht nicht selten Schlüsse, die allen bereits dagewesenen widersprechen. In „Mythen und Jagden“ erzählt er von einem Ameisenlöwen, wie von einem brutalen verschlagenen Menschen aus seinem Bekanntenkreis. „Ungeziefer“ ist eine seltsame Geschichte von Mücken, Fliegen und andern Insekten, die erbitterte Feinde des Menschen sind. Jensen macht sie zu den Helden merkwürdiger Verwandlungen, die die Grenzen zwischen Tier- und Pflanzenreich vollständig verwischen, und bezichtigt sie gleichzeitig grotesk-grausamer Morde.

Bei dem Deutschen Friedrich Freiherr von Gagern steigert sich alles ins Symbolische, fast könnte man sagen ins Mystische. Jedenfalls haben die Erzählungen, die er unter dem Titel „Wundfahrten“ zusammenfaßte, mehr Anrecht als Mythen bezeichnet zu werden, als jene Jensens. Ja die seltsamste von ihnen „Der Gast“ scheint unmittelbar aus der mythenbildenden Natur herausgeholt zu sein.

Einen ähnlichen Charakter zeigen die Sagen eines Urvolkes, die Fiona Macleod, Pseudonym für William Sharp, in ein neues Gewand kleidete, oder auch so wiedergab, wie sie sich im Volksmund erhalten haben. Diese keltischen Sagen lassen einen fast unheimlichen Zusammenhang zwischen Menschen und Tieren erkennen. Besonders jene, die das Meer geschaffen, das die Phantasie von altersher viel beschäftigte. Ihm verdankt die Sage von den Männern, die sich zeitweise in Robben verwandeln, ihre Entstehung, und die vom Dau-nau-Rou, vom Sang der Robben. Auch noch andere merkwürdige Tiersagen sind in Fiona Macleods Büchern: „Wind und Woge“ und „Das Reich der Träume“ enthalten.

Die schwedische Dichterin Selma Lagerlöf fand ebenfalls den Weg in das Reich der Sage, wo die Phantasie des Volkes die unumschränkte Herrscherin ist — keine Gesetze anerkennt und doch planmäßig vorgeht, also die Willkür zum Gesetz macht. Dabei schwirren die Sagen durcheinander wie die wilden Vögel im Wald, zählt man sie, so streift man gleichzeitig das Ur-

sprüngliche von ihnen ab, das ihren Hauptreiz ausmacht. Selma Lagerlöf versteht die seltene Kunst, sie festzuhalten, ohne sie zu beschädigen. Und sie zu verbinden und zu ergänzen, geradeso wie das Volk es tut.

In „Die Herrenhofsage“, die auch unter dem Titel „Eine Gutsgeschichte“ und „Ingrid“ übersetzt wurde, reicht die Symbolik von Ingrids merkwürdigem Traume bis in die Zeit des „Physiologus“ zurück, ja noch weiter bis zu den ältesten Sagen von der Fledermaus, die oft absonderlich genug klingen. Wenige Tiere spielen in der Sage eine so geheimnisvolle Rolle wie sie, die noch im 17. und 18. Jahrhundert einzelne Forscher zu den Vögeln rechneten.

Das schönste Tiern Märchen der Neuzeit ist „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“. Eine Kindergeschichte, die jedoch nur literarische Feinschmecker richtig zu würdigen verstehen:

Nils quält die Tiere bei jeder Gelegenheit und wird zur Strafe von einem Wichtelmännchen in einen Zwerg verwandelt. Als solcher macht er auf dem Rücken eines zahmen Gänserichs die Reise über Schweden und die angrenzenden Länder und lernt die Tiere kennen und lieben.

Die Beschreibung des Frühlingsfestes, das die Tiere alljährlich auf dem Kullaberg angesichts des weiten blauen Meeres veranstalten, ist wohl das Herrlichste, was in dieser Art je geschrieben wurde. Wie eine Seherin steht Selma Lagerlöf der Natur gegenüber und verklärt und vergeistigt sie, so daß das Märchen förmlich zu einer Apotheose wird.

Der erste Teil von Frederik van Eedens: „Der kleine Johannes“, einem Traumbuch, das nur wenige richtig erfassen, enthält ebenfalls Tiern Märchen, besser gesagt, Allegorien, die zu Fabeln und Märchen umgedichtet wurden. Solche Wunder der Allbeseelung wirkt nur die Phantasie eines Kindes, für das noch keine Hemmungen in der Form von Naturgesetzen existieren.

Wieder ganz andere, aber nicht minder reizende, Tiern Märchen dichteten die Deutschen Kurt Laswitz: „Homchen“, „Traumkristalle“ und Max Nordau: „Von den sechs Glühwürmchen“, „Die Fliege vom vorigen Jahr“, „Der zahme Löwe“.

Der Norweger Hans Aanrud gab zwölf Erzählungen von kleinen Menschen und von Tieren den Titel: Kroppezeug. Eigentliche Tiergeschichten sind: „Die Bachstelze“, „Reineke Fuchs“ und „Wildtauben“. In „Sidsel Langröckchen“, der Jugendgeschichte Sidsels, der Hirtin, nach ihrem langen Röckchen zubenannt, beschreibt Aanrud das Leben der Herden auf den Alpenwiesen Norwegens.

Alphonse Daudet schildert in „Einzug“ der ersten Erzählung von „Lettres de mon moulin“, die Rückkehr der Herden von den Alpen der Provence. Und in „Lamargue“ das Leben der Herden an den Ufern der Rhone und des Vaccarès, eines Salzsees. Die Behandlung desselben Motives von dem Norweger Aanrud und dem Franzosen Daudet ist für den Vergleich des germanischen und romanischen Naturgefühls besonders wertvoll. Und es handelt sich hier um Meisterwerke der Heimatkunst: „Briefe aus meiner Mühle“ schrieb nicht der Schriftsteller Daudet, sondern der Dichter, dessen unvergeßliche Jugendgeliebte die Provence war.

Den Stoff zu einer andern Erzählung entnahm Daudet der wunderbaren Bibliothek der Grillen, die dicht vor der Tür seiner Mühle lag. Die Geschichte hat den Titel „Das Maultier des Papstes“ und spielt zu Avignon in der glänzenden Zeit, da die Päpste dort residierten. Sie handelt bloß von einem Fußtritt, den sich das Maultier des Papstes bis zum geeigneten Augenblick aufsparte, ist aber trotzdem sehr lehrreich, also mehr Fabel als Märchen.

J. V. Widmann dichtete zwei Tierdramen: „Maikäferkomödie“ und „Der Heilige und die Tiere“. Ein biblisches Schattenspiel. Sie gehören zu den tiefsten Werken des Berner Dichters und verdanken ihren Ursprung dem Mitleid mit der leidenden Kreatur. In der Maikäferkomödie wechseln rein lyrische Stimmungen mit hochtragischen ab und die Sprache klingt ordentlich berauschend. Der Heilige und die Tiere ist eine poetische Ausführung des Markuswortes: Jesus war in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren. Emil von Schönaich-Carolaths: „Der Heiland der Tiere“ ist von ähnlichem Stimmungszauber beseelt.

Der Franzose Rostand hat sogar ein Tierdrama auf die Bühne gebracht: „Chantecler“. Eine Dichtung von großem poetischem Wert, reich an eigenartigen Gedanken. Selbstverständlich mutet es seltsam an, wenn Menschen als Tiere verkleidet die Bühne betreten, aber für das Alleinsgefühl unserer Zeit ist es charakteristisch. Und einzelne Verse Rostands haften dauernd in dem Gedächtnis eines jeden, der sie gehört. So das süß verlorene Lied der Nachtigall:

Je sens tout petit perdu dans l'ombre noir
Que je veux devenir l'immense cœur du soir...

Maurice Maeterlincks Märchenspiel „Der blaue Vogel“ ist ebenfalls ganz von Symbolistik durchdrungen: Wer den blauen Vogel findet, für den gibt es keine Welträtsel mehr. Zwei Kinder suchen ihn: Tytyl und Mytyl, und Tiere begleiten sie auf der Wanderung, helfen ihnen suchen oder hindern sie daran durch ihre Tücken. Rostands Hymne auf die Sonne gleicht Maeterlincks Hymne an das Leben: Zu mittlernächtiger Stunde auf dem Friedhof drückt Tytyl an einen Stein und die Gräber öffnen sich. Aus ihnen empor steigt ein duftender herrlicher Blumenflor, der alles überschimmert und den Friedhof in einen wunderschönen Garten verwandelt. „Der Tau gleißt, die Blumen schließen sich auf, der Wind murmelt in den Blättern, die Bienen summen, die Vögel erwachen aus ihrem Schlaf und überschwemmen den Raum mit ihren trunkenen Hymnen an das Leben.“

„Wo sind die Toten?“ stammelt Mytyl.

Und Tytyl in den Blumen wühlend antwortet:

„Es gibt keine Toten.“ — — — — —

Der belgische Symbolist Maeterlinck schrieb auch: „Das Leben der Bienen“, ein naturwissenschaftliches Werk, das gleichzeitig eine Märchendichtung ist. Die Essaisammlung: „Der doppelte Garten“ enthält ebenfalls eine Studie über die Bienen. Hier versucht Maeterlinck die Zornesausbrüche der Bienen und den noch heute häufigen Aberglauben, daß sie mit Vorliebe unkeusche Frauen stechen, richtig zu deuten. Und wieder warnt er davor, den Bienen ein menschliches Seelenleben zuzuschreiben, weil das der sicherste Weg ist, sie nicht zu verstehen.

Sehr fein empfunden ist die kleine Abhandlung, die Maeterlinck beim Tode seines Hündchens Pelleas schrieb. Er hat tief in die Seele des jungen Tieres hineingeschaut und ihr allmähliches Erwachen beobachtet. Nach seiner Ansicht ist der Hund das einzige Geschöpf, das weiß, wozu es lebt und ein ausgebildetes Pflichtgefühl besitzt. Auch liebt von allen Tieren nur der Hund den Menschen und wird dadurch zum Vermittler zwischen ihm und den andern Lebewesen.

Maeterlinck schrieb auch über den berühmten französischen Entomologen J. H. Fabre „Den Homer der Insekten“ und dessen Hauptwerk: „Sou-

venirs Entomologiques“, das aus zehn dicken Bänden besteht. Fabre hat das Erstaunlichste an subtiler und intimer Beobachtung der Kerbtiere geleistet. Seine Schilderungen lesen sich wie Kapitel aus dem Leben von Intelligenzen, die wohl ganz anders geartet sind, als die menschlichen, aber ihnen in vieler Hinsicht ebenbürtig.

Wilhelm Bölsche ist gleich Maeterlinck mehr Dichter als Forscher. Er schöpft aus streng wissenschaftlichen Werken und prägt das, was andere ersonnen oder erschaut in eine künstlerische Form um. In seinem bekanntesten Werk „Das Liebesleben in der Natur“ stellt er die Liebe als Herrscherin über Tod und Leben hin, grausam und wollüstig, und zart und duftig zugleich. Wie eine berauschte Melodie durchflutet die Leidenschaft, die das Leben in seinen Angeln festhält, das Buch, schwillt an und klingt in weichen Mollakkorden aus. Auch „Der Sieg des Lebens“ enthält Stellen von hinreißender Schönheit, so die wunderbaren Beschreibungen der Gehäuse der Tiefseetiere, die scheinbar bloß einer spielerischen Schöpfungslaute ihre Existenz verdanken.

R. H. Francés „Streifzüge in einem Wassertropfen“, „Die Kleinode des Süßwassers“ handeln von den kleinsten Lebewesen. Am interessantesten ist die Tierwerdung der Schwärmeralge (Oedogonium) beschrieben. Sie versetzt den Zuschauer in eine Aufregung, als habe er unerwartet in die Werkstatt der Gottheit geblickt.

Renshaws „Animal Romances“ enthalten zahlreiche Bilder aus dem Leben der höheren und der niederen Tiere, die sich durch eine seltene Farbenpracht auszeichnen. Am schönsten sind die von der Tierwelt der tropischen Meere.

Auch der Däne Carl Ewald will den Leser gleichzeitig unterhalten und belehren, was ihm ausgezeichnet gelingt. „Der Kuckuck“, „Die Kaulquappen“, „Die Kohlraupe“ können als typisch für seine Art gelten. Das selbe Ziel erreichen mit dem gleichen Erfolg die deutschen Naturforscher Dr. Th. Zell: „Neue Tierfabeln“ (Straußenpolitik), „Streifzüge durch die Tierwelt“, „Riesen der Tierwelt“ und H. Meerwarth: „Lebensbilder aus der Tierwelt“.

A. Langs „Buch der Tiere“ hat Marshall aus dem Englischen übersetzt. Es erfreut sich derselben Beliebtheit wie Marshalls „Zoologische Plaudereien“ und „Charakterbilder aus der Tierwelt“. Brehms „Tierleben“ erlebte viele Auflagen, jetzt liegen auch schon mehrere Neubearbeitungen vor. Brehm und Roßmäßler sind die Verfasser des schönen Buches: „Die Tiere des Waldes“ und Tschudi schrieb ein klassisches Werk: „Die Tiere der Alpenwelt“. K. Flöricke: „Die Vögel des deutschen Waldes“, „Vögel fremder Länder“, „Säugetiere fremder Länder“. F. Skowronnek: „Die Jagd“, „Die Fischwaide“. W. Bölsche: „Tierbuch“.

Das sind Bücher, deren Leserkreis sich mit dem wachsenden Naturgefühl immer mehr und mehr erweitert.

In den Reisebeschreibungen wird der Fauna heute auch stets die ihr gebührende Beachtung geschenkt. Sven Hedin und andere berühmte Reisende leisteten in dieser Beziehung geradezu Großartiges.

Auf einen ganz andern Grundton als die bisher erwähnten Werke ist Karl Hagenbecks Buch: „Von Tieren und Menschen, Erlebnisse und Erfahrungen“ gestimmt. Der Gründer des Hamburger Tiergartens, des größten und schönsten Tiergartens der Welt, hat es geschrieben.

Schon als dreizehnjähriger Knabe fing Hagenbeck an, Tiere zu zähmen; das großartige Unternehmen wuchs also aus kleinen Anfängen heraus. Heute versorgt fast nur er allein die großen Menagerien mit Tieren und hat es, was Dressur und Akklimatisierung anlangt, unglaublich weit gebracht.

In dem Tierparadies bei Hamburg, wo es wirkliche Felsen gibt, auf denen Rentiere, Gamsen, Bergziegen und andere Tiere frei herumklettern, und weite offene Höhlen als Tummelplätze für die Raubtiere, kann man Löwen aus Afrika und Tiger aus Bengalen sich wohligh im Schnee herumwälzen sehen. Auch mit Kreuzungs- und Zuchtungsproblemen hat sich Hagenbeck schon vielfach beschäftigt und wer weiß, was für neue Tierarten noch aus dem Hamburger Park hervorgehen werden.

Der beständige vertraute Umgang machte Hagenbeck zum Freund der Tiere. Ihm gelang es, sie nicht, wie es bisher allgemein üblich war, durch Mißhandlungen zu bändigen, sondern durch Güte und Geduld zu zähmen. Selbst Tiger, Löwen und Panther rechtfertigen das in sie gesetzte Vertrauen und leisten freiwillig weit mehr, als sie sich durch Grausamkeit abtrotzen ließen.

Das Buch, in dem Hagenbeck alle diese Erfahrungen gesammelt hat, verdient es, gelesen zu werden, — als praktischer Tierpsychologe hat sein Verfasser gewiß nicht seinesgleichen.

Ähnliche Wege wie Hagenbeck geht Elisabeth Gräfin Monteglas: „Von meinen Löwen und anderen Lieblingen“.

Damit sind die Tierbücher noch lange nicht erschöpft, wohl aber der Beweis geliefert, wie auch auf diesem Gebiete Forschung und Dichtung einander immer näher rücken, um gemeinsam ihr Ziel zu erreichen: die ethische Bewertung des Lebens.



PROF. DR. ALF. AGACHE (PARIS): DAS PROBLEM DER SOZIALEN KUNST*).



BEVOR ich auf das Problem der sozialen Kunst als solche eingehe, möchte ich die Grenzen feststellen, innerhalb deren nach meinem Ermessen die Schöpfungen der Kunst und die sozialen Erscheinungen ineinandergreifen.

Durch ihre Natur und durch ihre Bestimmungen haben die Kunstwerke sozialen Charakter und sind Gegenstand sozialen Studiums; durch ihre Natur, denn sie rühren von Menschen her, die in einem bestimmten Milieu leben und somit notwendigerweise diesem Milieu die Materialien und die grundlegenden Ideen entlehnen. Wenn die griechische Bildhauerkunst sich Jahrhunderte hindurch erhielt, so lag dies sicherlich an dem großen Wirklichkeitssinn, den diese Künstler, die einer besonders glücklichen sozialen Organisation angehörten und die Ideen ihrer Umgebung wiedergaben, bei der Schöpfung dieser Bildwerke und Tempel bekundeten.

*) Prof. Agache hatte die Freundlichkeit, die Ideen, die er in drei Vorträgen zu Karlsruhe, Wien und Berlin den Mitgliedern unseres Instituts dargelegt hat, im vorliegenden Aufsatz auch den Lesern der Dokumente des Fortschritts zugänglich zu machen.

Dies hat jedoch seinen Ursprung auch darin, daß der Marmor, dieser bewundernswerte und dort so häufige Stoff, einer so feinen und dauerhaften Gestaltung fähig war.

Die Granitländer zeigen bei weitem nicht denselben Charakter in den Einzelheiten der Skulptur als die Länder von weichem Stein, und an den Orten, die als einziges Material Lehm-erde aufweisen, ist die Kunst auf den glücklichen Gedanken gekommen diese Erde durch Befeuchten, Formen und Backen sich untertan zu machen.

Ein ähnliches Vorgehen finden wir bei der Malerei, wozu in den verschiedensten Zeiten Wasser, Eiweiß, Wachs, Gummi oder Öl genommen wurden, je nachdem in frischen Gips gemalt wurde, wie beim Fresko oder auf Holz oder auf Leinwand. Andererseits verlangen Mosaik, Wirkerei, Glasmalerei, die alles in allem nur Übertragungen der Malerei sind, dennoch verschiedenartige Bearbeitungen, mit denen der Künstler rechnen muß.

Soll ich von Musik reden? Das erste Instrument, mit dem man sich befassen mußte, war die menschliche Stimme, und in der Tonkunst waren lange Zeit hindurch und sind noch heute die verschiedenen Wirkungsmöglichkeiten in vielen Punkten auf die Leistungsfähigkeit der Instrumente beschränkt.

Wenn also einerseits das dem Künstler nötige Material seinen Werken den bestimmten Ausdruck gibt, so wirkt der geistige Einfluß des Milieus, in dem der Künstler aufwuchs und sich entwickelte, und aus dem er wohl oder übel seine Inspirationen schöpft, notwendig ebenso bestimmend. Mit seiner feinen, durch seine Umgebung beeinflussten Empfänglichkeit erhält der Künstler die Eindrücke dieses Milieus, in dem er leidet und genießt, das er liebt und haßt, und mit dem er in steter Berührung bleibt.

Dies ist also auch ein Urstoff, der sich ihm im Gebiete der Sinnenwelt bietet, ein allerdings unmeßbarer, geistiger Urstoff, der aber doch vom Künstler gestaltet werden muß nach einem Urbild, das auf den ersten Blick vielleicht original und individuell erscheint, das aber doch, um dem Werke einen Lebenswert zu geben, dem Urbild seiner Gesamtheit entsprechen muß.

Daher ist das seiner Natur nach soziale Kunstwerk ebenfalls sozial nach seiner Bestimmung.

Ob plastisch oder rythmisch, ob durch Farben oder Töne erzeugt, ob den Ideen oder Gefühlen des Milieus mehr oder weniger bestimmte Formen und ein mehr oder weniger ausgesprochenes Relief gebend, das Kunstwerk arbeitet in der Tat nur mittelst gewisser, durchaus konventioneller Symbole, die auf einem stillschweigend vom Publikum angenommenen oder ihm auferlegten Vertrage beruhen. Sprache, Schrift, Perspektive, Schattenrisse, Harmonisierung der Akkorde, Diktion und Choreographie beruhen auf zahlreichen Konventionen, die auf einer langen Entwicklung sich aufbauen und mittelst deren das Empfinden des schaffenden Künstlers bestimmte Gestalt gewinnt, die das Empfinden eines bestimmten Publikums angenehm wiedergeben.

Wenn man also, was mir unwahrscheinlich ist, das schaffende Genie als selbständig wirkend und gar nicht von der Gesellschaft abhängig auffaßt, so muß man doch zugeben, daß das von diesem Genie geschaffene Werk zustande kam mittels eines Materials, das zugleich der greifbaren Wirklichkeit und dem Gesamtempfinden entlehnt ward, daß dieses Genie jedenfalls, um seinem Werke diese Gestaltung zu geben, die konventionelle Ausdrucksweise benutzte, mittelst deren es sich den anderen verständlich machte,

alle die Früchte der Erziehung und einer im Verkehr mit der Umwelt bereicherten psychischen Welt verwertet.

Hinzugefügt soll werden, daß ein Kunstwerk objektiven Wert erst dann hat, wenn es sich zu einer Gesamtheit in Föhlung gesetzt hat, wenn es von einem Publikum gesehen, besprochen, angenommen, anerkannt und geheiligt wurde.

Aber wie beim Börsenwerte, so ist auch beim Kunstwerk die Nachfrage des Publikums ein Schwerpunkt, auf den sich viele berufen. Dieses Schöndheitsdiplom, dessen Abschätzung in Scheidemünzen geschieht, ist gewiß von sehr geringem Werte; doch ist es die einzige Zuflucht derer, die durchaus eine qualitative und quantitative Abschätzung der Kunstwerke verlangen. Nichts ist übrigens vorübergehender als die ästhetische Beurteilung. Man bedenke, daß die große Begeisterung der französischen Renaissance für das alte Rom uns als ein kläglicher Irrtum erscheint, seitdem die großartigen Kunstwerke Griechenlands uns geoffenbart wurden und wir somit die schlechte Nachahmung durch die Römer einsehen mußten.

Die zur Renaissancezeit so verrufene gotische Kunst kam später wieder zur Blüte, wurde dann wieder bekämpft und genießt heute eine ganz verschiedentliche Beurteilung in den verschiedenen Ländern und den verschiedenen Schulen. Die vor 20 Jahren so geschmähten französischen Gemälde des 18. Jahrhunderts erregen bei den heutigen Kennern Bewunderung. Wie viel Belege zur Veränderlichkeit des Geschmacks in Kunstsachen könnte man nicht noch aufföhren?

In ihrer Relativität betrachtet, hüllt die Kunst sich heute nicht mehr in die leichte und erhabene aprioristische Formel absoluter Konzeption, zum Ruhme ihrer Priester; unserer modernen Kritik erscheint sie nur mehr als ein Geföhlsausdruck, der seiner Natur und Bestimmung gemäß die Gesellschaft interessiert.

Eine Verdichtung der Empfindungen, immer von den Eindröcken des Milieus beeinflußt, oftmals sie wiedererzeugend, eine Erscheinungsform des Milieus, in dem sie entsteht, sich entwickelt, sich entfaltet oder zusammenbricht, kann die Kunst also definiert werden als ein Ausdruck der Gesamtpsychologie, als eine soziale Manifestation.

Nehmen wir also an, daß jeder Zeit und jedem Lande gewisse Kunstformen als soziale Produkte entsprechen, so liegt die Frage nahe, unter welchem besonderen Gesichtspunkt unsere zeitgenössische Kunst sich ausdröckt und sich charakterisiert. Erklären wir zunächst den Begriff „Soziale Kunst“, um während unserer Ausführungen kein Mißverständnis aufkommen zu lassen! Der Begriff „Soziale Kunst“ ist vielen bereits geläufig, und doch ist man noch nicht ganz einig über dessen Inhalt. Für die einen fällt „Soziale Kunst“ mit „Sozialistischer Kunst“ zusammen und schöpft ihren Gehalt im kollektivistischen Ideal, das die Arbeitermassen zum Bewußtsein ihrer Kräfte, Pflichten und Rechte bringt.

Für die anderen ist „Soziale Kunst“ bloß eine unterhaltende und moralisierende Kunst, die dem Volke gesunde Erholung bieten und zugleich einfachere Geister zu seelischem Verständnis heranbilden soll.

Andere wieder sehen darin eine Kunst, die sich den praktischen, durch die moderne Wissenschaft geschaffenen Notwendigkeiten anpaßt, um z. B. den Erfordernissen der Hygiene und des Komforts einen schönen Ausdruck zu verleihen.

Aber aus der Tatsache, daß die Kunst immer enge mit den Zuständen der Gesellschaft zusammenhängt, wollen einige den Schluß ziehen, daß alle Kunstformen sozial sind und so der Ausdruck „Soziale Kunst“ ein Pleonasmus sei. Ich bekämpfe diese Ansicht, die nur mit Wörtern spielt und mir zu spitzfindig ist. Und da der Ausdruck „Soziale Kunst“ gebräuchlich geworden ist, da man ihn schon überall gedruckt findet, wollen wir uns bemühen, seinen Begriff klarzulegen.

* * *

Man kann meines Erachtens den Begriff „Soziale Kunst“ auf eine Gattung künstlerischer Schöpfungen beschränken, welche in einem Verhältnis stehen zu gewissen sozialen Klassen, die von der modernen wirtschaftlichen Entwicklung geschaffen wurden.

Die soziale Kunst besteht aus Kundgebungen, die nicht um die Gunst des einzelnen Individuums, nicht um die einiger übersatter „Mäzene“ buhlen, sie ist also nicht die Sache einer Elite, sondern gehört vielmehr der Masse durch Schöpfungen an, die deren sämtliche Glieder interessieren.

Das Prinzip der fakultativen oder obligatorischen, der augenblicklichen oder entgeltigen Vereinigung zur Erreichung von Standes- oder Erziehungs- oder allgemeinen Konsumszwecken spielt eben unter dem heutigen wirtschaftlichen System eine Rolle von großer Tragweite, die unzweifelhaft auf dem Gebiete der Kunst ihre Nachwirkung gefunden hat.

Ein oder zwei Beispiele werden mir zuhilfe kommen:

Die Reisen — so wie sie heute gemacht werden, unaufhörlich lose gefügte Gesamtheiten zusammenwürfelnd (zur Benutzung gemeinsamer Transportmittel und Wohnungen) bewirkten den Bau von Dampfern, Bahnhöfen, Hotels usw., wobei eine mit den neuen Forderungen in innigem Zusammenhange befindliche Kunst notwendig ihren Ausdruck findet. Mitunter wurden solche Kunstformen, die sich unter bestimmten Umständen entwickelt hatten, auf städtische und ständige Wohnungen übertragen und verfehlten derart ihre Bestimmung. Mit Recht konnte man die Verwendung des Dampfbootstiles bei der Ausschmückung des Heimes beanstanden. Wir hingegen wollen hierin nur eine schwungvolle Übertreibung sehen und zugeben, daß diese Übertreibung selbst uns das Verständnis dafür erschließt, daß eine wirklich neue Kunst entstanden ist, die als eine neue Gattung klassiert werden will.

Sehen wir ab von den künstlerischen Kundgebungen von Gesamtheiten, denen wir mehr oder weniger alle angehören und die den öffentlichen Gebäuden, Hotels, Spitälern, Kasernen und Schulen ihr äußeres Gewand verleihen. Wenden wir uns zu willkürlicheren Vereinigungen, die sich die Verfolgung gewisser Interessen zum Ziele gesteckt haben, wir nehmen hier in noch stärkerem Grade eine Entfaltung sozialer Kunst wahr. Ganz zu schweigen von den „Volkshäusern“, die unterm Einfluß der Arbeitergewerksvereine und Genossenschaften allmählich auf dem ganzen Erdkreis erstehen und meistens einen einheitlich originellen Stil zeigen, müssen wir die gewaltigen Hilfsmittel anerkennen, über die Gesellschaften, wie der Touringclub de France verfügen, um die äußeren und inneren Reize der Städte wie der Landschaften zu unterstützen. Andere Vereinigungen sind spezialisierter in ihren Bestrebungen und spielen als Gesellschaften „zur Errichtung von Arbeiterwohnungen“, oder „für Gartenstadtbewegung“ usw. eine hochwichtige Rolle

in der Erneuerung der Kunst, die, indem sie immer bewußter dem materiellen Nutzen dient, immer tiefer in die Massen eindringt.

Die Anwendung der sozialen Kunst.

Nachdem wir so den Begriff „Soziale Kunst“ zu umschreiben versucht haben, wäre es meines Erachtens interessant, die Werke, die sie bereits schuf, uns vorzustellen. Ich glaube so die Hauptabschnitte der zeitgenössischen Kunstgeschichte als solcher zusammenzufassen; denn eben die sozialen Kunstwerke geben den wahren ästhetischen Ausdruck unserer materiellen und moralischen Bestrebungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder.

Das Hauptmerkmal der wirtschaftlichen Entwicklung, die die Grundlage unseres sozialen Zustandes geworden ist ist die hervorragende Stelle, die die Gestalt des Arbeiters darin einnimmt. Diese Sachlage datierte seit der wirtschaftlichen Umgestaltung, die durch Schöpfung der modernen industriellen Riesenbetriebe die Arbeitermassen zusammengeschart und ihnen das Bewußtsein ihrer geeinigten Kraft gegeben hat.

Die nunmehr dem Proletariat zugewandte Aufmerksamkeit bekundete sich nicht nur durch ein theoretisches Interesse bei den Nationalökonomien, Soziologen, Politikern, sie trat auch in den Werken der Schriftsteller und Künstler zutage. Die hieraus abzuleitenden künstlerischen Tendenzen zeigen sich unter zwei Formen:

1. In Werken, die den Arbeiter zum Gegenstand ihres Studiums machen und ihm ein bis dahin noch nicht bezeugtes Interesse weihen.
2. In dem Hervorsuchen solcher Kunstformen, die dem Arbeiter zugleich Erholung und Erziehung bieten mögen.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat sich offenbar das Beobachtungsfeld des Künstlers bedeutend erweitert; es sind ungefähr dreißig Jahre her, daß die Arbeiterwelt und das Volksleben der künstlerischen Gestaltung einen so besonders reichen Stoff liefern. All der Anblick von Jammer und Elend, das Gebaren des Proletariats in seiner Freude oder in seinem Schmerz, in der Werkstatt oder bei sich daheim, jedes Moment seines Daseins, ist ein Feld der künstlerischen Lese, wie es die konventionellen Vorwürfe, die abgedroschenen Posen, die man der Mythologie und der Geschichte entnahm, nicht mehr geben konnten.

Soll ich wohl erinnern an Constantin Meunier, den 1905 verstorbenen großzügigen belgischen Künstler, einen Zeitgenossen des Naturalismus, dessen literarischer Formel Zola zum Siege verhalf? Meunier verstand es, Visionen aus der Unterwelt plastisch zu machen. Und soll ich sie von Alexander Charpentier unterhalten, der ebenfalls bahnbrechend war? Man betrachte nur das Basrelief der Bäcker, diese gemeißelte Mauer, wie Rodin es nannte, ein großartiges Werk der farbigen Plastik. Charpentier glaubte sich nichts dadurch zu vergeben, daß er für seine dekorativen Wirkungen in der Wiedergabe auch die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände, wie Zinngeschirr, Eimer, Kochtöpfe, Leuchter, Schlösser verwendete. All dies in seiner Anordnung natürlich vom feinsten Geschmack beseelt. — Auch Emil Derré ist ein sozialer Bildhauer. In dem Kapitäl, mit dem er ein Volks- haus zu krönen gedachte, kennzeichnet sich die ganze Bedeutung einer Kunst, die das Dekor als solches höher stellt als das Detail und nicht so sehr Virtuosität an den Tag legen als vielmehr durch ihren Zusammenhang mit dem Leben zum Denken anregen will.

Und gewähren nicht die Werke des Bildhauers Henri Bouchard auch in dieser Beziehung eine ideale Belehrung? Seine Auffassung ist achtunggebietend. — Eine Bühne im Freien als würdiges Piedestal des Volksredners, geschmückt mit einem riesigen Fries, der die menschliche Arbeit in ihren Urelementen zusammenstellt; ein Kolossalwerk, dem er sein Leben widmen will und an dem er bereits zehn Jahre schafft, indem er Stück für Stück großartiger Leistungen zustande brachte, so die „Schmiede“ (1903), „der Mäher“ (1904), die „Minenarbeiter“ (1906) usw., deren Vereinigung eine große, wahrhaft soziale Bedeutung gewinnen wird dank ihrem sozialen Entwurf, wie auch ihrem sozialem Zweck.

Rodin hat ebenfalls einen „Turm der Arbeit geplant“. Der Aufstieg soll auf einer äußeren spiralen Treppe erfolgen, während sich auf den Flanken des Monuments eine gigantische Epopöe der Arbeit entrollt. Dies gewaltige Monument könnte nur von einer großen Anzahl von Künstlern bewältigt werden. Folgendes ist nach dem Kritiker Villières-Noiseville Rodins Auffassung der geplanten Schöpfung:

Der quadratische Unterbau, in seiner Wucht dem riesigen Ganzen angepaßt, umschließt eine unterirdische Halle, wo Basreliefs in kryptischem Halbdunkel von der geheimnisvoll wühlenden und tastenden Arbeit der Bergarbeiter, der Tunnelbauer, der Ozeantaucher künden. Ans Tageslicht gelangt, kommen wir zur Terrasse, welche die Krypta überdacht, zur Esplanade, wo zwei Figuren wachen, zwei sinnbildliche Darstellungen von Tag und Nacht (denn die Arbeit ist ewig), zwei Wächter, zwischen denen sich der Turm erhebt. Dieser besteht aus einer mit Basreliefs bedeckten Säule. Die Darstellung aller Handwerke soll die Motive derselben bilden. Da wird es Maurer, Zimmerleute, Schlosser usw. geben. — Die Darstellung eines Handwerks wird von dem anderen getrennt werden durch sinnbildliche Karyatiden, und die Entwicklung wird in diesen unendlichen Windungen vor sich gehen wie der Fortschritt; bis zu den Bildhauern, die die Gestalten aus der Materie locken, und zu den Malern, die sie ins Licht zaubern; bis hinauf zu dem Dichter und Philosophen, der nahe dem Gipfel steht. Zu den höchsten Zinnen des Turmes, die wie das äußerste Ende eines kühnen Pflanzenschafes erscheinen, steigen zwei anmutsvolle selige Gestalten vom Himmel hernieder, zwei beschwingte weibliche Genien: die Weihe und der Segen mit ausgestreckten mütterlichen Händen, die Arbeit der Menschen befruchtend.

Ich käme sobald nicht zu Ende, wollte ich die französische Liste derer, die von der sozialen Kunst angezogen wurden, wahrhaft erschöpfen. Ich müßte eingehen auf die Werke eines Roger Bloche, eines Ernest Nivet, Jean Baffier, Célestin Manalt und anderer.

Doch nicht nur die Bildhauer haben die vielfältig ergreifenden Motive des Arbeiterlebens benutzt, auch der Malerei bieten die Straßen, Lagerplätze und Fabriken, Hafenanlagen und Schiffswerften unerschöpflichen Stoff; nicht nur als ein einfaches Dekor, sondern zu wahrhaft synthetischen Gemälden, deren Gefühlswert aus dem Verhältnis der dargestellten Individuen und den sie umgebenden Räumen hervorgeht und deren lebender Ausdruck sie gewissermaßen sind. Cottet, Simon haben dies Gebiet reichlich beackert; meine Sympathie gehört allerdings vor allem Künstlern wie Henri Martin, Victor Prouvé, Julian Lemordant, die, betraut mit der Ausschmückung verschiedener architektonischer Bauten, ungemein glücklich passende Motive gewählt haben. Lemordant z. B., an den eine Bestellung von Wandgemälden zum Schmucke eines großen Saales einer Wirtschaft in der Bretagne ergangen

war, entlehnte natürlich der Bretagne die Gegenstände seiner Darstellung — sie heißen: der Wind, das Meer, der Hafen. Er brachte darin höchst wirkungsvoll den Kampf der Individuen gegen die Elemente und die Liebe zur heimatlichen Scholle zur Darstellung; so beruht der soziale Charakter seiner Werke sowohl auf der Wahl seines Stoffes als auch auf der Einfügung des Dekors in die geographische Lage.

Victor Prouvé hat einen Versuch in demselben Sinne angestellt, indem er die Festsäle mehrerer Rathäuser mit Ideengemälden schmückte (das Leben, die Wiedergeburt), deren tief empfundene Behandlung sich bis zum Symbolismus weitet.

Andererseits berührte es mich neulich peinlich, als ich auf einem Standesamt in einem der inneren Bezirke von Paris Trauzeuger war und im großen Saale eine Reihe von Gemälden erblickte, die mit der Zeremonie in krassem Widerspruche standen. Es waren pathetische Kriegsszenen, von denen unsere Aufmerksamkeit am meisten die Darstellung eines Fußsoldaten erregte, der durch eine Granate verwundet wird und zu dem sich eine Ambulanz neigt: nichts als Feuer, Blut und Rauch. Diese ganze Dekoration, die vielleicht in einem Militärspital weniger übel aufgenommen worden wäre, bildete wirklich einen Mißton an einem Ort, wo sich meist friedliche und freudige Zeremonien abspielen. Dieses letzte Beispiel kann meines Erachtens durch Erfassen des Kontrastes zum Verständnis bringen, was die soziale Kunst, stets sich dem Milieu, in dem sie wirken soll, anpassend, erstrebt.

Besonders interessant ist an dieser sozialen Kunstbewegung, daß sie nicht auf ein einseitiges einziges Arbeitsfeld festgelegt ist, sondern in allen Zweigen ästhetischer Betätigung Ausdruck findet.

Ohne lange bei der Literatur zu verweilen, möchte ich auf Zola hinweisen, dessen Lebenswerk als ein wahrhaft soziales Epos, in dieser Beziehung durchaus symptomatisch und für die Art charakteristisch ist. Auch einen zeitgenössischen Autor möchte ich hier nennen, dessen vor einiger Zeit erschienener Roman Gesprächsthema von ganz Paris war. Ich meine Paul Adams „Trust“. Es ist ein konfuses, aber sicherlich mächtiges Werk und repräsentiert ebenfalls eine Literatur, die ihre Elemente aus den sozialen Energien schöpft, welche im Vereine mit den wirtschaftlichen Kräften sich entfalten.

Sogar die Musik, diese feine, abstrakte Kunst, hat sich an die Bewegung des sozialen Interesses, das uns heute so sehr beschäftigt, angeschlossen. Zahlreiche Komponisten haben aus dieser Quelle geschöpft.

Ich erwähne nur zwei, die übrigens typisch sind. Gustave Charpentier, dessen weltbekannte „Louise“ das Leben innerhalb einer Arbeiterfamilie im Zusammenhang mit der Großstadt Paris musikalisch gestaltet, und weiter Alfred Bruno, ebenfalls ein Naturalist, in seiner Oper „Messidor“, in der Streik den Mittelpunkt der Handlung bildet.

Aber wenn die soziale Malerei und Skulptur durch folgende zwei Formeln sich deutlich charakterisieren:

1. die Wahl des Stoffes, der der Welt des niederen Volkes, der großen Masse, entlehnt ist,

2. das Anpassen der Werke an die Gebäude und an die Umgebungen, für die sie bestimmt sind; so braucht man doch nicht die ganze soziale Kunst auf diese beiden Ausdrücke zu beschränken.

Was besonders ihre Beziehungen zum Proletariat betrifft, so erscheint die soziale Kunst dazu vorausbestimmt, den praktischen Notwendigkeiten der Arbeiterfamilien zu dienen. Dies zeigt sich zunächst in einer gewählten

Ausstattung der Wohnung. Die Hütte, in der der Proletarier vegetiert, hat sich in ein Haus umgewandelt, manchmal in ein Gartenhaus; die Arbeiterstadt mit ihren öden, schmutzigen Straßen ist häufig zu einer Gartenstadt geworden mit freundlichen Fassaden und blumengeschmückten Höfen. Betrachten wir England, Port Sunlight, Bourneville, Earswick und besuchen wir den Minendistrikt Woodlands oder schauen wir in Frankreich die Minenstadt Dourges (ohne von Deutschland zu sprechen, das auf diesem Gebiete ebenso zahlreiche Schöpfungen aufweist), so werden wir klar einsehen, daß der Eindruck nicht nur korrekt und gesund, sondern auch fröhlich, malerisch und künstlerisch ist. Betritt man einige dieser Häuser, so sehen wir praktische und doch wohlfeile Möbel, die von solcher sozialen Ästhetik Zeugnis geben. Und bei dieser Gelegenheit glaube ich, daß ein für die Arbeiterwohnung bestimmtes Mobiliar, dessen Formen sich allmählich loslösen von den altherkömmlichen und unbequemen, um sich nur den Forderungen der Vernunft anzugleichen, einen glücklichen Einfluß auch auf die bürgerliche Wohnungseinrichtung üben muß.

Übrigens verdankt der moderne Stil seinen Ausdruck überwiegend den zur praktischen Befriedigung der bescheidenen, aber zahlreichen Börsen gemachten Entdeckungen, die in Erleichterung der Massenfabrikation eine bedeutende Erniedrigung des Selbstkostenpreises ermöglichen.

Wir wohnen heute einer Kunstentwicklung bei, von entgegengesetzten Kräften beherrscht, als zu jener Zeit, wo die Aristokratie die Künste beschützte und der Stil von oben kam: der König und der Adel gaben den Ton an, die Bürgerschaft suchte nachzueifern, und man sah in der Folge Stilarten, die den Namen der Könige führten: Louis XIV., Louis XV., Napoleon usw., die, wenn auch noch so erbärmlich, kopiert wurden: findet man doch heute noch in vielen der einfachsten Häuser das banale Speisezimmer Henri III. und ein Plagiat des Schlafzimmers Ludwigs XVI.

Mit der modernen Entwicklung scheint im Gegensatz hierzu der Styl seine Wurzeln in den Arbeiterkreisen und in denen der Geschäftsleute zu fassen. Die durch den Zug zum praktischen Mobiliar gemachten Erfindungen, die die Form wirklich dem zu erreichenden Zwecke anpassen, wirken dem obgeschilderten Atavismus entgegen.

Ein Beispiel aus Tausenden. Die Tapete, in bezug auf deren Fabrikation und Aussehen man fortwährend Neuerungen findet, wurde im Anfang nur dazu geschaffen, um Stoff und Malerei billig zu ersetzen. Zuerst ein bloßer Lückenbüßer, ist die Tapete nunmehr Selbstzweck und hat voll und ganz die Wohnung der Reichen erobert, wirkliche Künstler widmen sich dem zeichnerischen Entwurf, sowie der Wahl der Farben; das Kunstgewerbe, das selbstverständlich in den Rahmen sozialer Kunst fällt, hat in der Herstellung dieses Artikels einen neuen Impuls gefunden.

Fügen wir hinzu, daß die Mehrzahl von den modernen Kunstversuchen (gewisse Leute nannten dieselbe Sezession — in der Meinung, daß sie plötzlich mit der ganzen Vergangenheit gebrochen hätten) sich durch Anpassung der Künstler an die modernen Erfindungen erklärt. Die neuen Entdeckungen, die Neuschöpfungen der Industrie, des Handels, Entdeckungen, die sich in ihrer Anwendung an die Gesamtheit wenden, müssen sich offenbar in frischen künstlerischen Formeln geben. Statt über diese Originalformen uns den Kopf zu zerbrechen, sollten wir lieber dagegen protestieren, daß man in Anlehnung an die gleichen Werte einen Bahnhof, einen elektrischen Lüster

oder einen Lift in gotischen Formen stilisiert oder in der Art Louis XVI. oder des Empire.

Ich meine, hinreichend den Einfluß des Proletariats auf die soziale Kunst dargelegt zu haben; doch darf man nicht glauben, daß dieser Einfluß der Arbeiterschaft auf die Kunst bewußt gewesen sei und daß der Arbeiter sich etwa aus ureigenem Triebe um seine intellektuelle Bildung bemüht, daß er den künstlerischen Genuß als absolute Notwendigkeit aufgefaßt hätte. Nur durch die Berührung mit der intellektuellen Bürgerklasse wurde seine Wißbegierde auf diesem Gebiete geweckt.

In dieser Beziehung haben die Volkshochschulen einen großen Einfluß auf den Geschmack ihrer Angehörigen ausgeübt.

Dem nämlichen Zweck, wie diese Volkshochschulen, dienen Gesellschaften, die sich unmittelbar der ästhetischen Erziehung des Volkes widmen. Ich erwähne unter anderen für Paris: Die „Gesellschaft zur Verbreitung von Kunst und Wissenschaft“, „Kunst für Alle“, „Kunst und Wissenschaft“; sie haben den Zweck, bei ihren Angehörigen Geschmack und intellektuelle Neugier mittels Vorträgen, gemeinsamen Reisen und billigen gemeinverständlichen Zeitschriften zu wecken.

* * *

Neben und außer den künstlerischen Erzeugnissen, die klar, wenn auch unbewußt, von der großen Gesamtheit der Arbeitermasse getragen werden, gibt es auch andere Formen sozialer Kunst, die Aufmerksamkeit verdienen.

Wir sehen in Frankreich, wie im Ausland, sich eine Bewegung ausdehnen, die den Kult der Schönheit in der Kindesseele zum Ziele hat und die die Kunst in der Schule zu fördern bestrebt ist. Die Formen und Farben, die das Kind umgeben, sollen nach ästhetischen Prinzipien gewählt werden: Das Ergebnis solcher Einrichtungen ist ein doppeltes:

Einerseits üben sie Einfluß auf die Jugend, indem sie die Auffassungsgabe entfalten und Anteilnahme an künstlerischen Werken wecken, was eine Quelle der Erholung und Freude werden kann; andererseits locken sie den Ehrgeiz der Künstler, bieten den jungen Malern ein Feld ihres Talents zur großzügigen Entwicklung.

Andere Gesellschaften wieder haben sich in allgemeiner Weise die Verbreitung der Achtung und des Geschmacks für Kunst vorgenommen. Zu erwähnen ist besonders die „Société Internationale de l'Art Public“, die in Brüssel ihren Sitz hat und ihre Anhänger auf der ganzen Welt zählt. Diese Gesellschaft hat in den verschiedenen Städten zahlreiche Kongresse veranstaltet, infolge deren sich verschiedene Verbände bildeten, so „zum Schutze der Landschaften“, „für historische und künstlerische Ausgestaltung der Städte“ usw. In kurzem wird gelegentlich der Brüsseler Ausstellung ein neuer Aufruf an die Künstler und Soziologen aller Welt ergehen, um eine Reihe von Problemen sozialer Kunst zu untersuchen. Die Gesellschaft ging bei Ausarbeitung ihres Programms von dem Gedanken aus, daß der Kunst ihre soziale Mission verliehen werden müsse, indem man sie in den Dienst aller modernen Ideen stelle.

Insbesondere beschäftigt sie sich mit der Reform des Schulwesens, mit der Ausgestaltung der Museen, Ausstellungen und Volkstheater und der Verschönerung der Straßen und öffentlichen Plätze in den Städten.

Vieles wäre noch über die Möglichkeiten sozialer Kunst, die in der Architektur schlummern, zu sagen. Bahnhöfe und Hospitäler, öffentliche

Bäder und Theater sind unbewußte Verwirklichungen sozial gerichteter Baukunst. Gleiche Probleme ergeben sich für das moderne Hotel, vor allem die eine, vernunftgemäße Notwendigkeit: in einem Teil des Gebäudes eine große Anzahl einfacher Wohnzimmer unterzubringen, während künstlerischer Schmuck und vornehme Ausstattung auf die großen Gesellschaftsräume (Speisesäle, Lese- und Konversationszimmer) konzentriert werden müssen, damit alle Gäste des Hotels von dieser Zentralisierung Vorteil ziehen.

Dieses Prinzip der Verminderung der Kosten durch Konzentration der für Wohnräume gemachten Aufwendungen an wenigen Punkten findet sich andererseits in den zahlreichen Hotels, die für Beamte, Junggesellen, Lehrerinnen, Telephondamen usw. errichtet werden, in besonders ausgeprägtem Grade verwirklicht.

* * *

Wir haben ein Phänomen der neuen Zeit vor uns.

So gewiß man auch im Altertum Theater und Kirchen und Bäder gekannt hat, deren Schmuck für die Massen bestimmt war: Die neue soziale Kunst ist doch unvergleichlich bewußter in ihrem Aufbau, erstreckt sich auf unvergleichlich weitere Zweige des menschlichen Lebens und zu weitaus breiteren Schichten, vor allem zur Arbeiterschaft, die zu ihrem wichtigsten Träger wird.

Gerade das letztere Moment ist ein überaus glückverheißendes für die Zukunft unserer Kultur; denn je mehr der Schönheitstrieb in den Massen entwickelt wird, je mehr Freude an Kunst und Kultur in ihnen erwacht, je mehr alle geistigen Güter von einer privilegierten Minderheit auf Schwingen planmäßiger Erziehung des Geistes und des Gefühles zu den Massen hinaus-eilen, desto reger wird der Fortschritt der Gattung werden. Die Kunst für alle ist das höchste und wertvollste Ideal der sozialen Ethik.



VINCENTE CUTANDA, TOLEDO: SOZIALE KUNST IN SPANIEN.

BESITZT Spanien eine Kunst, von der man sagen darf, sie habe einen sozialen Wert? Bis zu welchem Grade haben bei uns der Pinsel und der Meißel einen Platz unter den Werkzeugen des Fortschritts behauptet, indem sie Ideen verbreiteten und eine größere Anzahl von Menschen für das Schöne begeisterten?

Von den ersten Zeiten an, wo die Malerei und die Bildhauerei auf der spanischen Halbinsel gepflegt wurden, sind unseren Künstlern alle außerhalb ihrer Kunst liegenden Ideale völlig fremd geblieben. Wunderbar sind dagegen die Intensität ihrer Naturauffassung und der Eifer, mit dem sie in ihren Werken die volle, täuschend ähnliche Wirklichkeit wiederzugeben versuchten. Sie haben vor dem Häßlichen, ja, vor dem Abstoßenden sich nicht gescheut und haben keinen Anstand genommen, durch schreckliche Gebrechen entstellte, vom Aussatz oder vom Krebs zernagte, oder gar in Stumpfsinn versunkene Typen, uns vor Augen zu stellen. Ribera, Murillo, Velazquez sogar, alle unsere großen Meister glaubten, daß das Detail der physischen

Fehler zu jener von ihnen erstrebten Vortäuschung der Wirklichkeit beizutragen vermöge. Solches war nun ihr wirkliches Ideal, das sich von dem rein praktischen Ideale der Kunst keineswegs unterscheidet. Es scheint übrigens, als ob den Künstlern bis in die jüngste Zeit hinein die Suppe des Klosters oder die Brocken von der Tafel der Mönche besonders gut geschmeckt hätten, denn sie haben alle, die einen, als wären sie selber Klosterbrüder, die anderen, als wären sie die Lakaien der Mönche, diese Werke mit außerordentlichem Realismus gemalt oder gemeißelt, die in ihrer Gesamtheit als das größte je dagewesene Streben nach dem vollständigen Siege der Wahrheit in der Kunst zu betrachten sind.

Doch haben diese Männer, die eine so große Liebe zur greifbaren Wahrheit hegten, nie gezeigt, daß sie sich um irgendeine andere Art von Wahrheit kümmerten. Weder die großen politischen Umwälzungen, noch die Kriege, die den Boden der Halbinsel fast unaufhörlich mit Blut besprengt haben; weder die prächtigen Feste, in denen Könige wie Philipp IV. Amerikas Schätze verschwendeten, noch die Greuel der Inquisition; weder die beinahe fabelhaften Heldentaten der Eroberer einer neuen Welt, noch die furchterlichen religiösen Kämpfe, die außerhalb Spaniens wüteten? nichts von alledem erschien ihnen als ein Gegenstand, der ihres Schaffens würdig wäre. Sie befaßten sich bloß mit den Dingen, die sich ihren Blicken darboten, ohne Wahl, nur hie und da mit einer Vorliebe für die von der Sonne gebräunten Gesichter und die grauen Kleider unserer Bauern, für das grobe Wolltuch der Asketen oder für die glänzenden Rüstungen der Krieger. Selten ließ sich ihre Phantasie hinreißen durch die Schönheit des Weibes, jene ewige Quelle künstlerischer Anregungen, durch das Blau unseres Himmels, durch die Erhabenheit unserer Berge, durch das Typische unserer alten Städte voll Denkmälern und Erinnerungen. Es existierten in Spanien bis vor kurzem noch keine Darsteller der weiblichen Grazie, keine Landschaftsmaler, keine wirkliche Geschichts- und Genremalerei. Was gemalt wurde, das waren ausschließlich Porträts von Standespersonen, die manchmal in Familiengemälde gruppiert wurden, oder Typen von Mönchen, Räubern, Bettlern, Krüppeln, die, mit Namen von Aposteln versehen, über die Altäre gehängt wurden, obgleich nichts in ihrem Aussehen eine solche Bestimmung rechtfertigte, obgleich sich in ihrem Gesichtsausdruck nicht der geringste Abglanz jenes überirdischen Strahlens findet, das die Figuren Fra Angelicos, des Perugianers und Mantegnas, sowie die Madonnen des Sanzio belebt.

Man rede mir nicht von Murillos angeblichem Mystizismus, von seinen „Empfängnissen“ und „Ekstasen“, denn es ist handgreiflich, daß der außerordentliche Eindruck, den diese Werke auf uns machen, ihrer pulsierenden, rein menschlichen Wirklichkeit zugeschrieben werden muß. Es ist gar nichts Göttliches in irgendeinem seiner Gemälde, nicht einmal in jenen Apotheosen der Sevillanerin, die er „Empfängnisse“ genannt hat; aber das Fleisch ist darin lebendig, der Glanz des Lichtes blendet die Augen, man vermeint die Luft zu atmen, und aus alledem ergibt sich die mächtige Illusion, die den Zuschauer überwältigt.

In Spanien ist das religiöse Ideal nur ausnahmsweise anzutreffen: in Velazquez' „Gekreuzigtem Christus“, in einigen Gemälden von Alonso Cano und, nach italienischem Muster, bei den Vorläufern des „goldenen Zeitalters“, zu denen man Inanes rechnen kann. Gewiß hat das Fehlen einer allgemeinen Bildung zu diesem bei unseren Künstlern so augenscheinlichen Mangel an Idealität nicht wenig beigetragen; aber die Erklärung ist auch zum

großen Teil in dem grausamen Druck eines furchtbaren Despotismus zu suchen, der jeden neuen Gedanken, jede, bestimmten politischen und religiösen Vorschriften zuwiderlaufende Äußerung unmöglich machte und mithin alle geistigen Bestrebungen vernichtete. So mußte die Kunst sich notwendigerweise von dem religiösen, sozialen und wissenschaftlichen Denken der Zeit trennen und zum Kultus der reinen Natur ihre Zuflucht nehmen. Dies ist eine der Ursachen und vielleicht die wesentlichste, denen wir die wunderbare Blüte unserer naturalistischen Kunst verdanken, einer Kunst, die jedoch in ihren glänzenden Fazetten gar nichts von der Sehnsucht der Seelen in jenen Zeitepochen der Kämpfe, gar nichts von der Größe menschlichen Denkens in den darauf folgenden Eroberungszeiten widerspiegelte. Jene blendenden Glanztage der spanischen Kunst wären also für den Fortschritt der Menschheit ohne Nutzen geblieben

* * *

Die großen Ausdrucksmittel, die die Malerei sich erworben hatte, indem sie sich so unter die Herrschaft der Natur stellte, konnten hingegen nicht auf ewig ohne Anwendung bleiben.

Der hervorragendste spanische Maler nach Velazquez, das Genie, das am Anfang des 19. Jahrhunderts den Weltwinkel Spaniens und weiter herum erleuchtete, Goya, war zugleich ein Philosoph und ein Freidenker, und die großen Eroberungen des Geistes, sowie die großen, von der französischen Revolution kurz vorher verkündigten Prinzipien waren für ihn das erwünschte Ideal, dessen Verbreitung er mit einer wahren Begeisterung seine außerordentliche künstlerische Kraft widmete. In seiner reichhaltigen Sammlung von geätzten „Capriccios“ finden sich Themen von ungeheurer religiöser, wie auch politischer und sozialer Bedeutung, sowie klare Allegorien, in denen sich zuweilen der freie Gedanke und das freie Wort spiegeln, jene zwei Mächte, die von den Mönchen und den Häschern unter Schloß und Riegel gehalten und ängstlich überwacht wurden; sowie die tote und immer noch leuchtende, von den Pfaffen und Frömmelnern begrabene oder von einem erniedrigten, fanatischen, stumpf gewordenen Pöbel verspottete Wahrheit. Goya sehnte sich augenscheinlich nach Freiheit und verabscheute jedwede Tyrannei. Seine durch und durch unwissenden Zeitgenossen bewunderten als unverständliche Seltenheiten die „Capriccios“ des arragonischen Meisters, diese Schöpfungen, die von einem, den Konventionen jener entarteten Gesellschaft ganz entgegengesetzten, zerstörerischen Geiste erfüllt sind.

Die „Verheerungen des Krieges“, jene bewunderungswürdige Sammlung von Radierungen, behandeln mit unvergleichlichem Relief die schrecklichen Ereignisse des Kampfes gegen Napoleon. Denn der für das revolutionäre Frankreich so tief begeisterte Künstler haßte den Eroberer wie den Eroberungskrieg, und während er in seinem Hause Gewehre sammelte und zur Verteidigung des Vaterlands die Patrioten warb, radierte er mit sicherer Hand jene „Verheerungen des Krieges“, malte die berühmte „Episode der Nacht vom 3. Mai 1808“. Letzteres Gemälde, obgleich nur leicht hingeworfen, macht beim ersten Blick einen höchst grauenvollen Eindruck und erregt bald danach einen glühenden Haß gegen die Peiniger des heldenhaften, entwaffneten Volkes, das eine Zeitlang dem Koloß jenes Jahrhunderts zu trotzen wagte. Der gewaltigen Suggestion dieses mit unglaublichem Ungestüm hingemalten Bildes kann man sich unmöglich entziehen. Dieser Mann, der in

einer wütenden Gebärde die Arme ausbreitet, um den feindlichen Kugeln seine Brust zu bieten; dieser Greis, der sich die Ohren zuhält, um die Salve nicht zu hören, die ihm den Tod bringen wird; die blutigen Leichen und sogar der Ort der Handlung; die gelassenen Gesichter der Soldaten; das Licht der auf dem Boden stehenden Laterne: alles, alles erzeugt in uns ein Gemisch von Angst, Abscheu und patriotischer Begeisterung, eine heftige Aufwallung, wie wir sie vor anderen Gemälden selten fühlen. Schön und großartig ist Goyas Werk. Aus seinen Gemälden und Kupferstichen voll edler Herbheit, in denen Farbentöne, wie die der anbrechenden Morgenröte in himmlischer Anmut mit einer gleichsam unterirdischen Finsternis schroff kontrastieren, in denen unendliche Schönheiten der Form und der Farbe zu bewundern sind, sprechen auch mit lauter Stimme die Liebe zur Menschheit und der Haß gegen alles, was sie zerstört, eine leidenschaftliche Begeisterung für die Freiheit und ein tiefer Widerwille gegen das Recht des Stärkeren. Ja, es ist ein großes und schönes Werk, das Werk dieses Goya, dieses Apostels der Freiheit und der Kultur, der durch den Pinsel und den Stichel die von der französischen Revolution verkündeten Menschenrechte, die Vaterlandsliebe und den Haß gegen den Krieg auf so beredte Art zu predigen versteht. Dieses Werk ist nun das erste Denkmal der ideellen Kunst in Spanien und eine solche vermag einen sozialen, politischen und religiösen Einfluß auszuüben. Goya aber, dieser spanische Erstling eines „Neuen Wesens“, ist ganz gewiß der bedeutendste und erhabenste von allen den Unsrigen gewesen.

Nach ihm verging beinahe ein halbes Jahrhundert, ohne daß große Ideen in neuen Werken zum Ausdruck kamen. Allerdings war damals in unserem Lande die Malerei nichts weniger als glänzend. Aparicio und Ribera führen von Frankreich her die Davidsche Schule ein, können aber nicht mit den französischen Anhängern dieser Richtung in der Wahl glücklicher Themen wetteifern. Die Madrazos stellen den Naturalismus unserer Malerei in ganzer Stärke wieder her; die Künstler widmen sich von neuem und mit Eifer dem Porträt, und es entsteht die Mode, in Gemälden, die man pomphaft und fast immer ohne Recht „historisch“ nennt, nach dem Modell im Atelier kopierte Naturfragmente zu kombinieren. Während dieser ganzen Zeit konnten weder die neuen Bewegungen des menschlichen Denkens, noch die komplizierten Schicksale der Nation durch den Pinsel oder Stichel einen Ausdruck finden. Der Wert der in dieser Epoche entstandenen Werke liegt einzig und allein in der Plastik; vom geistigen Standpunkte betrachtet, sind sie ganz unbedeutend und haben höchstens das dramatisch-sentimentale Interesse, das ihnen von dem damals in der Novelle und im Theater herrschenden Romantismus verliehen ward.

Kurz vor der Revolution vom Jahre 1868, gegen Ende der Regierung von Isabella II., sehnte sich das ganze Volk nach Reformen, nach Freiheiten, nach dem Fortschritt und bebte wie ein Kessel, in dem der Dampf, der keinen Ausgang findet, einen ungeheuren Druck erreicht. Der Ruf: „Freiheit! Freiheit!“ war nah daran, auf allen Lippen zu erschallen. Da brachte ein Maler, der hervorragende Gisbert, auf die Nationalausstellung ein herrliches Gemälde, „Der Tod von Padilla“. Der schreckliche Eindruck und die glühende Begeisterung, die aus diesem Andenken an Castiliens verlorene Freiheiten hervorgehen, sind unbeschreiblich. In der Gestalt des heldenhaften „Comunero“, dessen letzte Stunde heranrückt, meinte die Menge eine Verkörperung ihre bald der Unterdrückung der reaktionären Regierung zu entreißenden Rechte zu erblicken. Von einer gewaltigen Erschütterung wurde

diese halb despotische Regierung gestürzt, und als die Revolution zum Siege gelangt war, durfte mit Recht behauptet werden, daß Spanien ebenso-wohl jenem Gemälde Gisberts wie der beredten Sprache Castelars und den Degen Prims und Serranos seine neue Lage verdanke.

Gisbert, der zugleich ein großer Maler, ein enthusiastischer Liberaler und ein tiefer Denker war, schuf bald nachher ein neues bedeutsames Werk in seinem Bilde, „Landung der Puritaner in Amerika“, jenes für die Geschichte der Religionsfreiheit so wichtigen Ereignisses; und am Abend seines Lebens, als die Eroberungen der Revolution gefestigt waren, entfaltete er noch in der „Hinrichtung von Corrijos und dessen Gefährten“, Märtyrern des Fortschrittskampfes, das großartige Ausdrucksvermögen seines Pinsels.

Das Gemälde von „Padilla“ oder, wie es gewöhnlich genannt wird, „der Comuneros“, war der Anfang einer neuen Glanzepoche für die spanische Malerei. Es könnte hier genügen, an die Namen Rosales und Fortuny zu erinnern, doch wäre es ungerecht, der Legion von Malern nicht gleichzeitig zu gedenken, die zu diesem zweiten Wiederaufblühen unserer Kunst die beiden großen Genies begleitete: Mercadé, Domingo, Villegas, Pradilla, Casado, Sans, Navarrete, Sala, Dominguez, Ferrant, Ruiparez, Zamacois, Tusquets u. a. m. Alle diese Maler, von denen manche noch am Leben sind und zum Besten der Kunst immerfort arbeiten, sind echte Künstler, die an tausend Gemälden den wunderbarsten Farbenglanz, die vollkommensten Formenharmonien, die größte Fülle von Kontrasten verschwendeten; alle haben auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Methoden die plastische Schönheit, die Illusion der Wirklichkeit und das Entzücken der Augen erstrebt; aber es fanden sich unter ihnen nur wenige, die in der Malerei die beredteste Sprache sahen, um hohe Gesinnungen zu verbreiten und den großen Ideen des Fortschritts, der sozialen und politischen Reformen, der Freiheit und der Gerechtigkeit Liebe zu verschaffen.

Indessen öffnen sich unsere Grenzen dem Denken des Auslands, und es erscheinen schon von Zeit zu Zeit Werke, in denen das elende, leidvolle Leben der Arbeiter veranschaulicht wird. „Tal der Tränen“ von Sala, „Die Weberin“ von Planella und besonders „Ein Unglück“ von Gimenez Aranda, sind unter den bekanntesten.

So kommen wir zu dem Zeitpunkte (1892), wo die spanische Malerei auf der Internationalen Ausstellung zu Madrid, an welcher Kunstfeier sich auch hochangesehene deutsche und französische Meister beteiligten, ihren ganzen Zauber entfaltete.

Damals trat auch bei uns die Arbeiterfrage in eine Periode der Diskussionen und Kämpfe. Nicht die Denker allein, wie es früher der Fall war, sondern die ganze öffentliche Meinung bekümmerte sich nun um das Leben und die Rechte dieser Klasse, erwog die Möglichkeiten, die sich aus ihren Forderungen ergeben konnten, und die Begeisterung derjenigen, die in ihrer Hoffnung den vierten Stand schon zur Herrschaft gelangen sahen, sowie der panische Schrecken der anderen, die den baldigen Zusammensturz der alten sozialen Grundlagen befürchteten, erzeugten in den Geistern eine unbeschreibliche Aufregung. Der Telegraph brachte täglich Nachrichten von Streiken und Unruhen; die Presse besprach mit Leidenschaft die zu erwartenden sozialen Umwälzungen und erhielt ihre Leser in einer gewaltigen Spannung, derjenigen nicht unähnlich, die beim Herannahen von Anno Tausend herrschte.

Zu dieser Zeit erschien auf der Ausstellung, unter dem Titel „Streik der Arbeiter in Biscaya“, ein Gemälde, das sehr großes Aufsehen erregte.

Es ziemt mir nicht, von diesem Gemälde weiter zu reden, da es eines meiner Werke ist; übrigens hat sich die Presse längere Zeit damit beschäftigt und es überall bekannt gemacht. Einige Leute vermeinten in ihm eine Art Plakat sozialistischer Propaganda zu erblicken; die Mehrzahl aber hat meinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkannt, daß ich darin nichts anders wollte, als das Arbeiterleben darstellen, ein Leben, das ehemals den der Arbeiterschaft nicht Angehörigen unbekannt war und das viele Künstler als unästhetisch von sich wiesen. Pi y Margall war der erste, der mich mit Billigkeit beurteilte und mein Streben in einem Kunstvortrag lobte, indem er sagte, ich „habe durch meine Schilderung meiner Zeit und dessen, was zu dieser meiner Zeit aller Gedanken beschäftigte, einmütigen Beifall und die goldene Medaille verdient“.

Seitdem hat die Arbeiterklasse und ihr an interessanten Peripetien so reiches Dasein unseren namhaftesten Malern neuen Stoff geliefert. Graner, Uria, Fillol und viele andere haben Szenen daraus gemalt: Während manche die auf den Kampf zwischen Kapital und Arbeit bezüglichen Themen wählten, zogen es die meisten vor, die Kenntnis des Arbeiterlebens der großen Industriestädte mit seiner Dürftigkeit und seinen Wechselfällen, mit seiner steifen Resignation und seinem jungen Hoffen, vor aller Herzen zu tragen; und letztere, zu denen ich die Ehre habe gezählt zu werden, haben den ehrlichen Glauben, zum sozialen Fortschritt wirklich beizutragen, und zwar nicht durch Drohungen, durch das Heraufbeschwören von sozialen Kataklysmen, sondern einzig und allein dadurch, daß sie vor den von der Geburt Bevorzugten die irdische Pilgerschaft des arbeitenden und leidenden Volkes aufrollen und somit denjenigen, die der Gesellschaft alles geben, was sie zu geben vermögen, die ihr in der Dunkelheit und ohne Belohnung alle Kräfte ihres Körpers, sowie ihres Geistes widmen, den gebührenden Dank zu zollen.

Es mag also die Antwort auf die am Anfang dieses Aufsatzes gestellte Frage folgendermaßen lauten: Ja, es existiert in Spanien eine soziale Kunst, eine Kunst, die in alle Seelen die Liebe zur Arbeit und zur Menschheit einzupflanzen sich bestrebt, eine Kunst, die, neben der Wissenschaft und von ihr belehrt, am Fortschritt des einzelnen und der Gesamtheit mitarbeitet.

* * *

Sagen wir noch zum Schlusse — und mit dem Bedauern, nicht länger dabei verweilen zu können —, daß auch die Bildhauerei viel getan hat, um dem Leben des Arbeiters zu seiner Würdigung zu verhelfen. Blay, Inussia, Cabrabra und viele andere schufen charakteristische Arbeitertypen, einzeln und in Gruppen, in denen oft, fast wie in der Malerei, ganze Szenen zur Darstellung kommen; so bei Inussia in seinen „Grubenarbeitern“ oder wir haben treffende Allegorien vor uns, wie „Der gefesselte Prometheus“ von Cabrara, der uns einen an den Amboß gebundenen Schmied zeigt.

Die Novelle, die Erzählung und der Zeitungsartikel bilden in Spanien ein anderes Wirkungsfeld der sozialen Kunst. Doch steht mir über diese Zweige der Kunst kein Urteil zu.



CHRONIK

I DEENBEWEGUNG in Italien:

Italien wurde lange einerseits von positivistischen, andererseits von neukantischen Ideen beherrscht. In den letzten Jahren ist ihnen gegenüber eine spiritualistische Reaktion erfolgt, die sich auf die Revuen *Rinnovamento* Mailand, auf die *Critica sociale*, Neapel, und die Zeitschrift *Leonardo*, Florenz, stützt. *Rinnovamento* geht vom katholischen Standpunkte aus. Die Redaktion des *Rinnovamento* sagt einerseits, Michelangelo habe sein ganzes Genie entwickelt, indem er es in den Grenzen der Tradition hielt und so doppelt stark entfalten konnte; in der Konzentration wurden seine Gedanken doppelt machtvoll. Andererseits will die Zeitschrift die christliche Tradition mit der modernen Wissenschaft versöhnen und ob man ihre Redaktion auch von kirchlicher Seite verfolgt, sie geht mutig weiter.

Die Revue *Critica* stützt sich auf die Hegelsche Philosophie, die speziell in Neapel viele Anhänger zählt. Die Redakteure der *Critica* meinen, daß die einzige Rettung der modernen Philosophie in der Rückkehr zur großen Tradition des Idealismus sei. Benedetto Croce sucht in den Spalten seiner Zeitschrift die Hegelsche Philosophie weiter fortzubilden und im italienischen Geistesleben einzubürgern.

Den tiefsten Eindruck hat der ästhetische Teil seines Systems gemacht, indem der neapolitanische Denker eine Kunsttheorie schuf, die in der reinen Intuition das Wesen der Kunst erblickt. Im Sinne dieser Lehre muß jeder Kritiker das Werden des Kunstwerkes selbst neu durchleben, den gleichen Seelenprozeß in sich entfalten, der im Künstler ge-

wirkt, damit er über sein Werk urteilen dürfe.

In jeder Nummer der Zeitschrift gibt Benedetto Croce eine kritische Besprechung eines zeitgenössischen italienischen Schriftstellers im Sinne seiner Methode. Die italienische Literatur erwacht damit zu einer schönen Selbstbesinnung.

Schon zeigen sich freilich gewisse Reaktionssymptome gegen den überquellenden Idealismus der neuen Richtung, auch ist es keineswegs entschieden, ob sie die Herrschaft wird behaupten können und vor allem, ob große literarische Originalwerke produziert werden. Nur eines scheint gewiß, daß das Seelenleben des italienischen Volkes sich in dieser Krise, in diesem Kampfe zweier geistiger Welten, vertieft und verfeinert hat.

Alfredo Garguilo.



Literarische und künstlerische Strömungen in Südamerika: Eine Reihe von revolutionären Bewegungen gegen die spanische Oberherrschaft führten zu Beginn des 19. Jahrhunderts deren Untergang herbei. Wohl hatten sich dadurch die südamerikanischen Kolonien die politische Freiheit erobert, die geistige Vormundschaft ihres Mutterlandes vermochten sie jedoch noch nicht abzuschütteln. Dichter und Schriftsteller der neuen Welt wandelten immer noch in den Bahnen ihrer alten Meister, und erst im Laufe der Jahre machten sie sich nach und nach frei von der geistigen Bevormundung durch altspanische Dichter. Das Einheimische kam zur Geltung. Die Unermeßlichkeit der Pampas wurde verherrlicht, die Majestät der Berge, Wälder und Flüsse wurde besungen

und das Leben jener Kulturpioniere geschildert, die weit weg von menschlicher Gesittung, im Kampfe mit den Naturgewalten, Neuland eroberten. Dies war der erste Schritt gegen das Alte, der erste Schritt in das Eigene, Nationale; der Geist der neuen Zeit, der neuen freien Generation fand kein Genüge mehr an den Erzählungen von den Heldentaten eines Cid und der Aufzählung von Abenteuern längst verkommener kastilianischer Geschlechter. Die Blütezeit der Natur-sänger und -dichter war jedoch nicht von langer Dauer. Eine Schar von Künstlern, die in Frankreich die Ideale des Symbolismus und die Stimmungen der Dekadenz eingenommen hatten, kam herauf. Selbst die Sprache erlitt bedeutende Veränderungen durch die Einverleibung einer Menge fremdsprachlicher Ausdrücke. Aber sie verlor nicht dabei, sondern gewann an Fülle und Geschmeidigkeit.

Rubén Dario, einer aus der Schar der Neuen, führte diese in Frankreich von Verlaine, Jean Moréas, Mallarmé und Rimbaud gepflegte Literatur in Südamerika ein. Sein Buch „Profane Prosa“ (*Proses profanes*) ward zur Richtschnur für die neuen Wege und nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten glaubte bald jeder Mann von Geist, der herrschenden Richtung sich anschließen zu müssen. Allein in Südamerika, wo noch alles im Werden begriffen, konnte diese importierte, künstlich gezeugte Literatur nichts anderes als einen Übergang bedeuten.

Die südamerikanische Literatur war trotz alledem beseelt von einem starken, gesunden Geist und blieb in steter Fühlung mit der Natur des Landes. Eine Rückwirkung war unausbleiblich. Sie war heftig, wie alle Reaktionen.

Der kraftvolle Schriftsteller Manuel Ugarte eröffnete den Angriff, zeichnete neue eigene Bahnen vor,

auch in Südamerika siegte die Heimatskunst. Wohl hat Rubén Dario noch treue Anhänger, allein der Anhang der starken, sozialgerichteten Persönlichkeiten in der neuen Kunst wird immer größer, während die Dekadenten immer mehr in den Hintergrund treten.

Selbst in Rubén Dario, dem Führer der Dekadenten, tritt eine Stagnation ein. Aus seinen letzten Werken spricht geistige Ermüdung, ja Erschöpfung. Aber der Ruhm bleibt ihm, der Vorkämpfer und das Haupt der ersten großen literarischen Bewegung gewesen zu sein, die eine kräftigere, gesündere Richtung vorbedingte.

Das südamerikanische — oder richtiger das argentinische — Theater bewegt sich in sicheren Pfaden. In seinen ersten Anfängen begnügte es sich mit der szenischen Vorführung des Lebens der Gauchos, das, von unzähligen kleinen Ränken umsponnen, nur auf die niederen Schichten berechnet war. Dieses in keiner Weise der intellektuellen Kultur entsprechende Theater machte jedoch bald unter dem Einfluß hervorragender Kritiker, wie Jean Paul Echagüe, einem Drama Platz, das kraftvoll in seiner Bedeutung, erzieherisch durch seinen Einfluß, ein Denkmal ausgesuchten Geschmacks wurde. Der Schöpfer des neuen argentinischen Theaters ist Robert Payno. Seine Werke, die von einem vorzüglichen literarischen Aufbau und tiefem philosophischen Gedankengang zeugen, wie zum Beispiel „Auf den Ruinen“, „Marc Severi“, „Der Triumph der anderen“ usw. haben keinen Vergleich mit europäischen Werken zu scheuen. Eine weitere bedeutende Wirkung ging von Florencio Sanchez aus, einem Meister psychologischer Feinkunst. Bei der Mehrzahl der übrigen dramatischen Schriftsteller ist alles unpersönlich und künstlich. Man fühlt jedoch auch hier

das Einwirken bisher unbekannter nationaler Kräfte, die dem argentinischen Theater eine aussichtsreiche Zukunft versprechen. Einige nationale Werke von José Leon Pagano und Gregorion de Lafferrère sind über den Ozean gedrungen und in Europa in Italien und in Spanien mit Erfolg aufgeführt worden.

Auch in der Malerei bereitet sich eine Bewegung vor; Buenos Ayres ist gegenwärtig die Stadt in Südamerika, wo sie gepflegt wird. Unter den bedeutendsten Malern nennen wir: Ernesto de la Carceva, Sivori, Schiaffino, Zuberbiller, Collivadino, Ripamenti, Fader. Unter diesen sind bereits einige in Europa aufgefallen, so Pio Collivadino in den Ausstellungen zu Venedig, Ripamenti in einem der letzten Pariser Salons. Außer in Buenos Ayres ist die Malerei in Montevideo durch Julie Herrera, Blanes Viale, in Mexiko durch Ramos Martinez, der auch im Pariser Herbstsalon ausgestellt hat, Rozas und Zarraga, bestens vertreten. Die Bildhauerkunst besitzt in der Person des Rogelio Inustia einen hervorragenden Vertreter; neben ihm sind bekannt Connea Morales, Caffereta, Dresca und Godoy.

Ricardo Sáenz-Hayes,
Buenos-Ayres.



Belgische Musik: Die belgischen Musiker der Jetztzeit sind sowohl im In- als auch im Ausland ziemlich unbekannt, mit Ausnahme einiger weniger Virtuosenamen. Dies mag um so mehr wundernehmen, als Dichter und Schriftsteller eben des gleichen Landes sich eben jetzt Weltruhm errungen haben. Und doch ist auch heute noch Belgien das Land der Roland von Lassus, der Verdonck de Grétry, der Franck. Es sind ausschließlich materielle oder soziale Verhältnisse, die seit Leopolds II.

utilitaristischer Regierung die belgischen Musiker an der Aufführung ihrer Werke und damit am Bekanntwerden hinderten. Da ihnen jene ausführenden Kräfte im Vaterlande versagt blieben, die zur Wiedergabe einer jeden umfassenden Tonschöpfung unentbehrlich sind, so begnügten sie sich damit, ihre Musik zu schreiben, ohne sie einander jemals vorzuführen, ohne sie kaum selbst je zu hören. Freilich fehlte es auch an entsprechenden einheimischen Kapellmeistern, seit der berühmte Joseph Dupont gestorben war.

Das geistige Leben teilt sich in zwei scharf geschiedene Gruppen: in das der Wallonen und das der Flamländer. Eine belgische Seele gibt es nicht. Die Flamländer stehen unter deutschem Einfluß; die Wallonen sind Gallo-Romanen.

1875 stand die flämische Musik im Zeichen Peter Benoits. 1885 stürzte Wagner die Technik, wenn nicht die Philosophie der Komponisten um. Um 1890 erhielt die belgische Musik einen russischen Einschlag. Hierauf rissen d'Indy, Ducas, Chabrier, Chausson, die Erben Francks die Herrschaft an sich. Einige hielten sich an Strauß und zeigten Geschmack für das Gewaltsame, Paroxystische der Harmonien. Neuestens wirkt Debussy auf die Jungen ein. Die Franzosen sind zurzeit in Mode. Dank den Lütticher Virtuosen, die ihre Sympathien Brüssel aufzwingen, ist dieses eine wallonische Musikstadt geworden.

Die Flamen bereiten Revanche vor. Treue Anhänger sowohl Wagners als Benoits, erkennen sie in Van Bloxx ihren Meister. Weniger offiziell anerkannt, aber noch bedeutender erscheint uns Paul Gilson. Mit einer echt modernen Kenntnis des Orchesters verbindet er die Macht des Ausdrucks und einen edlen Farbenreichtum der Töne. Als einem echten Flamen gelingt ihm die klare Wiedergabe, das Plastische. Gleich Ver-

haeren, gemahnt er an Rubens. Er baut seine Partituren auf populären Themen auf und schildert naive, alltägliche Gefühle, das primitive Wesen seiner Rasse mit Kraft und Größe.

Die Wallonen haben ihrerseits drei bedeutendste Künstler: Guillaume Lekeu, Victor Vreuls, Joseph Jongen.

Oft versucht man, aus ihren Werken, die der Technik einen breiten Raum verstaten, eine richtige belgische Schule abzuleiten, mit Unrecht. Wodurch sie sich von der französischen Schule unterscheiden, ist einzig und allein jener Ankang an Melancholie, gepaart mit jenem sprungweisen Ungestüm zu Freimut und Klarheit, die so recht den Grundzug unserer wallonischen Seele ausmachen. Unsere Musik ist freier, lebendiger, saftreicher als die der Lateiner, und ist sie weniger raffiniert, weniger geistig als diese, so ist sie vielleicht wahrer.

Der jungverstorbene Lekeu hat uns nicht sein Höchstes noch gegeben, aber er hinterließ uns eine Sonate für Violine und Klavier, ein Meisterwerk an Melodienfülle und feiner Durchführung.

Man könnte an die 30 Namen bekannter wallonischer Komponisten anführen, die miteinander nur das Milieu, in ihrer Erfindung aber nichts gemein haben. Außerhalb der Schulen und der geachteten Kompositionsmethoden gibt es in Belgien aber noch eine Unzahl privat schaffender eigenartiger Künstler.

*René Lyr,
Boitsfort.*



Die Musik Spaniens: Man hört heute wenig von einer spanischen Musik. Der einzige moderne Komponist,*) dessen Name über die Pyre-

*) Der Name Sarasates fällt hier weg, der ja nur einige volkstümliche Weisen für Violine adaptierte.

näen hinausgedrungen ist, wäre Chueca mit seinen geistreichen Intermezzis, seinem anmutigen musikalischen Eigensinn, den das Publikum von Madrid in langen Abendaufführungen nicht genug beklatschen kann.

Und dennoch ist Chueca nicht jener musikalische Vertreter, auf den stolz zu sein die Spanier am ehesten Ursache haben.

Als seinen populärsten aktuellen Musikschriftsteller verehrt Spanien Meister Tomas Breton Hernandez, den Autor der Opern: Los amantes de Ternal, le Guzman el Bueno, Garin et la Dolores.

Greift man aber in der Geschichte zurück, so findet man glorreiche Namen, wie Ramos de Pareja, Salinas, Festa; Moralès, den Vorläufer Palestrinas und Victoria, Palestrinas großen Nebenbuhler.

Nach dieser Glanzperiode kam allerdings die Verfallszeit, in der die Musik in Spanien darniederlag.

Das Volk suchte in dieser Zeit tiefster Depression durch ausgelassene Belustigungen sich zu zerstreuen und, ohne in die lutherischen Psalmen oder die in Italien neubegründete Opernmusik einzustimmen, erfand es ein kleines Genre armseliger musikalischer Scherze.

Dreihundert Jahre später war die italienische Musik dann doch in Spanien heimberechtigt geworden, und zwar so sehr, daß alle Unabhängigkeitsbestrebungen der spanischen Musiker im Anfang des 18. Jahrhunderts sie daraus nicht verdrängen konnten.

Um 1850 schufen einige begabte Musiker die Zarzuela, ein reizvolles Operngenre. Isabella II. errichtete der Zarzuela ein eigenes Theater in Madrid und zog dahin bedeutende Meister; wir nennen den „zärtlichen“ Arrieta, den „tollen“ Barbieri, den „tragischen“ Gaztambide. Es war die Periode, in der Spaniens Musik

sich restaurierte. Doch weder die Zarzuela noch auch der Chico wurden außerhalb Spaniens bekannt.

Jose-Gonzalo-Rusinol,

Madrid.



Christliche Musik: In den Asylen von Laforce (in Frankreich), protestantischen Wohltätigkeitsanstalten, finden alljährlich große „Feste der Nächstenliebe“ statt, die seit neuestem sich in ein hervorragend künstlerisches Gewand kleiden.

Der bekannte Maler Burnand wies das letztemal in einer Festrede darauf hin, daß Ruskin, der große englische Ästhet, den innigsten Zusammenhang zwischen der Mildtätigkeit und der Schönheit erblickt habe. Durch ein ästhetisches Mißfallen an allen den Auswüchsen des Elends, wie auch aller anderen sozialen Übelstände der Moderne fühlte er sich tief für die soziale Frage interessiert. Das Motto der Bewegung, die er in England hervorrief, lautete: „Krieg aller Überarbeitung! Krieg allem Traurigen! Krieg allem Häßlichen!“

Mr. Burnand fordert die Wiedereinsetzung der Kunst im Protestantismus als das, was sie vor der Reformation für die religiöse Gemeinde gewesen ist. Da alle Verbildlichung dem Protestantismus zuwider ist, so wird vorderhand wohl nur die Musik akzeptiert werden können.

Eine Reihe französischer Gruppen sind am Werk. Und zwar strebt man nicht nur innerhalb der Kirchenräume für diese künstlerische Wiederbelebung zu sorgen, sondern auch alle Anlässe des sozialen Lebens in künstlerisch würdiger Weise zu verschönen. So gedenken diese christlichen Künstler auch zur Festesfreude der Jugend, zu Volksunterhaltungen des Tages und des Abends aus ihrem Geist geborene Melodien zu liefern.

Einer der regsten Förderer der Idee ist der Pfarrer Doumergue.

Samuel Lefèvre.

Das wallonische Theater: Im Jahre 1875 vollzog sich eine Wiedergeburt der wallonischen Literatur, das heißt der lyrischen und dramatischen Dichtung in jenem rein französischen Dialekt, der Wallonisch genannt und von der Bevölkerung Südbelgiens gesprochen wird. Lüttich war das Zentrum der Bewegung, wie es auch national und politisch die Hauptstadt des wallonischen Landes ist. Mehrere bedeutsame Theaterstücke wurden auf den Bühnen der Stadt gespielt. *Tâti l'Perriqui, Bleu Biche, Çou qu'fait l'argint, Li Grandiveuse* waren die erfolgreichsten dieser dramatischen Schöpfungen. Dramatische Klubs wurden, außer in Lüttich selbst, in Verviers, Namur, Charleroi, Mons und Nivelles begründet. Die dramatischen Schriftsteller spielten ihre Stücke zuerst im Freundeskreise, eroberten dann den Heimatsort und seine Umgebung. Es entstand ein förmliches Aufführungsmonopol, indem junge Autoren, die über keine Clique verfügten, sich überhaupt kein Gehör verschaffen konnten. Die Begründung des Wallonischen Stadttheaters in Lüttich schuf Abhilfe. Ein Lesekomitee wurde eingesetzt, das eine sorgfältige Auswahl vornimmt und nicht nur anschließend Stücke acceptiert, die einen bedeutenden Kassenerfolg erhoffen lassen, sondern vor allem Dramen mit literarischem Wert. Die bedeutenden städtischen Subventionen, die dem Theater zugewendet werden, geben ihm jene Unabhängigkeit von den Launen des Publikums, die erst eine bewußte Kunstpolitik möglich macht. Die Grundsätze des Lesekomitees wirken reinigend auf das gesamte wallonische Kunstwesen. Trotz alledem besteht im Lütticher Gemeinderat Stimmung gegen die Subventionierung des Wallonischen Theaters — man leugnet die Existenzberechtigung der wallonischen im Gegensatz zur französischen Kultur, einer wallonischen dramatischen Kunst, weil sie doch nie-

mals der französischen auch nur in ihrer Art werde ebenbürtig sein können —, und behauptet, daß die Stadtverwaltung in diesem ungleichen Kampfe nichts für den schwächeren Teil der beiden Parteien tun dürfe, da er zugleich auch der minderwertige sei. Die wallonische Partei blieb jedoch ihre Argumente nicht schuldig. In ihrem Namen führte letzthin Professor Chauvin von der Universität Lüttich aus: daß, obwohl die wallonische Sprache eines Tages verschwinden werde, es dennoch Aufgabe der Wallonen sei, ihrer Kultur bis dahin das Letzte abgerungen zu haben.

Martin Blatz,
Lüttich.

„Das Monopol“:*) Es dürfte wohl der erste, von einem Deutschen verfaßte Roman aus dem russischen Volksleben sein, dessen Milieuschilderungen echt sind. Dazu war der Verfasser infolge seines mehr als vierzigjährigen Aufenthaltes — namentlich im zentralen — Rußland ganz besonders befähigt. Der Roman behandelt vorwiegend die Alkoholfrage, bekämpft das von Witte vor etwa 16 Jahren eingeführte Branntweinmonopol, dessen verheerende Wirkung auf das russische Volk ja auch wiederholt in der Duma zur Sprache gebracht worden ist. Das Branntweinmonopol bringt Rußland jährlich etwa 700 Millionen Rubel ein. Auf dieser Einnahme basiert wesentlich der Etat. Da das durch Landmangel ohnehin verarmte Volk diese exorbitant hohe Steuer aufbringen muß, die Regierung auch indirekt das Steigen des Branntweinkonsums protegiert, um die Erträge immer höher zu schrauben, so wirkt das Monopol im höchsten Grade demoralisierend und steigert die Armüt derart, daß

*) Karl Kuhls, „Das Monopol“, sozialer Roman aus dem russischen Volksleben, Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

es früher oder später zu einer entsetzlichen Katastrophe führen muß, mag von offiziöser Seite die Gesundung der russischen Finanzen auch noch so sehr gerühmt werden! Im Gewande eines in Rußland spielenden Romans bekämpft das Buch aber auch den Alkoholismus im allgemeinen und sucht durch Vorführung eines beherzigenswerten Beispiels auf das Gemüt des Lesers aus dem Volke bessernd und erhebend einzuwirken. Es wurde daher auch von vielen Seiten für die Bibliotheken der Alkoholgegner zur Anschaffung empfohlen. Ganz besonders muß sich die russische Regierung dadurch betroffen gefühlt haben, da sie das Buch in Rußland sogleich verboten hat. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß das Wesentliche der geschilderten Zustände und Handlung sich auf Tatsachen stützt.

Karl Kuhls.

Die Geschichte einer Sünde:*)

Eva Pobratymaska war ein junges, schönes Mädchen, das in der Welt seiner Träume lebte. Makellos an Körper und Seele, fromm und gläubig, wollte sie den heiligen Frauen nachahmen, von denen sie gelesen hatte. Ihr Mädchenzimmer wollte sie nach dem Vorbild einer Klosterzelle einrichten und ihre Seele darin vervollkommen. Da tritt dieser Prinzessin aus dem Märchen Lukas Niepolomski in den Weg, ein verheirateter Mann, der von seiner Frau getrennt lebt. Er kam sehr prosaisch und alltäglich, einfach, um ein Zimmer zu mieten. Zum ersten Mal im Leben geht Eva anstatt zur Kirche nach dem Stadtpark, mit Lukas zu plaudern.

*) Die Geschichte einer Sünde, Roman von Stefan Zeromski. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von Stefania Goldenring. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1910.

Lukas ist ein ehrlicher Mensch. Er kann nicht heiraten und er will Eva nicht zu seiner Geliebten machen; so verliert sie ihn wieder aus den Augen. Erst als er schwer verwundet im Krankenhause liegt, entreißt sich seinem Munde das flehende Wort: „Komm!“

Eva läßt alles im Stich, Eltern, Haus, die Anstellung und folgt dem Rufe des Geliebten. In einem fernen, entlegenen polnischen Städtchen, von Wäldern umgeben, pflegt sie ihn voller Hingebung. In dem Maße, wie Lukas wieder zu Kräften kommt, schleicht sich eine Unruhe in ihr bisheriges geschwisterliches Verhältnis. Es geschieht, was geschehen muß, wenn zwei junge, schöne, einander liebende Menschen nebeneinander leben.

Nun reist Lukas eilig nach Rom, um die Scheidung durchzusetzen. Eva bleibt allein zurück. Die Zeit rinnt dahin, Eva hört nichts mehr von Lukas. Dagegen überzeugt sie sich, daß sie Mutter werden wird. Von dem Geliebten verlassen, losgelöst von den Angehörigen, ohne einen Pfennig Geld, verfällt sie in eine moralische Erstarrung; als das Kind zur Welt kommt, tötet sie es, halb bewußtlos, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, was sie tut, dann stiehlt sie ein paar Rubel, um sich ein Billet zu lösen und kehrt nach Warschau zurück.

Die Vergangenheit ist abgeschlossen. Eva kehrt in den Schoß der Familie zurück, die, so gut es geht, ihre Flucht zu verheimlichen sucht, nimmt die Stelle einer Kassiererin in einem Café an und blickt, in ihrer entfalteten Schönheit thronend, von der Höhe ihres Sitzes auf die gleichgültige Menge. Nur von Zeit zu Zeit, wenn sie des vollbrachten Mordes gedenkt, durchläuft sie ein Schauer der Angst.

Plötzlich erhält sie Nachricht von Lukas. Diese Nachricht bringt ihr

Graf Stscherbiz, der, von Evas Schönheit bezaubert, ihr uninteressiert Geld zur Reise ins Ausland anbietet, damit sie den Ungetreuen ausfindig machen könne. Eine Zeitlang irrt Eva in Italien, an der Riviera, in Paris umher. Sie erfährt, daß Lukas die Scheidung erwirkt und — eine andere geheiratet hat. Das vernichtet ihre Seele. Sie gibt sich dem ersten Besten hin und beginnt das gedankenlose Leben einer putzsüchtigen, verschwenderischen Frau. Endlich fällt sie in die Hände eines Hochstaplers, eines Abenteurers mit dunkler Vergangenheit, der sie mit Gewalt zu seiner Geliebten macht und später ihre Schönheit für seine verbrecherischen Zwecke ausnützt.

Eva, die in Wien als eine der schönsten Halbweltdamen bekannt ist, geht aus einer Hand in die andere; als Werkzeug des verbrecherischen Pochron, dem sie sich nicht zu entziehen weiß, zieht sie den Grafen Stscherbiz in eine Falle und tötet ihn in einer heißen Liebesumarmung.

Noch einmal rafft sich Eva auf, taucht aus dem Sumpfe heraus, in dem sie lebt und kehrt in die Heimat zurück. Aber die schiefe Ebene, über die die Frauenseelen hinabrollen, hat eine fatale Macht. Pochron findet sie auf, gewinnt wieder Gewalt über sie, Eva wird zu einer gewöhnlichen Prostituierten. Pochron plant einen Anschlag auf Lukas, der ein einflußreicher, wohlhabender Mann ist. Eva soll ihm als Lockspeise dienen. Aber im letzten Augenblicke siegt die erste und letzte Liebe ihres Lebens. Mit einem furchtbaren Schrei: „Fliehe, sie werden dich töten!“ stürzt sie in die Wohnung des Lukas und warnt ihn. Dafür muß sie unter den Händen der Verbrecherbande sterben.

Stefania Goldenring,
Berlin.



Der Herr Medikus und andere Geschichten: *) Die Erzählungen wurzeln im Heimatboden und haben größtenteils sozialen Einschlag, so daß sie wohl auch in den „Dokumenten des Fortschritts“ angeführt werden können. Es ist nicht immer leicht, weite Kreise auf die Müheligen und Beladenen hinzuweisen; am besten geht es noch, wenn ihnen so ein Häuflein Menschennot und Leid aus einem Buche entgegenblickt, das — fein etikettiert, unter die „schöne Literatur“ zählen müßte. Er hoffe und wünsche dem einen oder andern der sozial noch nicht interessierten Leser mancherlei schwerwiegende Fragen auf diesem Umwege näher zu bringen. Das Hans Thoma gewidmete Buch enthält zwei Lithographien von Karl Bartels aus der Heimat unseres Meisters.

Marie Schloß,
Karlsruhe.

*) Der Herr Medikus und andere Geschichten. Karlsruhe, bei Friedrich Gutsch. Preis M. 2. — Eine andere kleine Arbeit, in der gleichfalls der Versuch gemacht wird, in der Form des Stimmungsbildes in allerlei soziale Fra-

Die Wanderbüchereien für Feuerschiffe und Leuchttürme, die von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung für die Angehörigen eines der einsamsten und schwersten Berufe geschaffen worden sind, haben sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens aufs beste bewährt. Von den Besatzungen der rund 150 Feuerschiffe und Leuchttürme an den deutschen Meeresküsten waren im Jahre 1910 89, also weit mehr als die Hälfte, beteiligt. Zahlreiche Zuschriften der Beteiligten lassen erkennen, welch dringendes Bedürfnis hier zu befriedigen war. „Die Bibliothek hat sehr zur Unterhaltung und Verkürzung der Langeweile beigetragen.“ „Ich lese diese schönen Bücher zu gern, so daß diese vom Abschieden bis zum Wiederempfang einer neuen Sendung mir wirklich fehlen“, — so und ähnlich äußern sich viele unserer treuen Küstenwächter, an deren geistige Bedürfnisse vordem kaum jemand gedacht hatte.

gen einzuführen, heißt „kleine Bilder“ und ist direkt von der Verfasserin, Karlsruhe, Akademiestr. 40, zum Preise von 30 Pfennigen zu beziehen.

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS VON PROFESSOR DR. R. BRODA-PARIS

ENTWICKLUNGSMÖGLICHKEITEN DES IN- STITUTS FÜR DEN INTERNATIONALEN AUS- TAUSCH FORTSCHRITTLICHER ERFAHRUNGEN.



Als ich vor einem Jahre an gleicher Stelle das Programm unserer neuen Gesellschaft zu skizzieren suchte, da lag all ihr Werk in der Zukunft und niemand von uns, die wir ihre Weitung, die wertvolle Gestaltung ihrer Tätigkeit erhofften, konnte voraussehen, ob es ihr gegeben sein werde, sich in der Welt der Wirklichkeit einzuwurzeln.

Erst nach Jahren, so glaubten wir, werde man beurteilen können, ob sie einem wahren Bedürfnisse entsprochen habe.

Ein einziges Jahr ist dahingegangen und schon zeugen etwa 70 Zweigvereine, mehr als 1000 Mitglieder, 200 Vorträge, die innerhalb ganz Europas die Werte des Erfahrungsaustausches tragen, die kulturellen und sozialen Fortschrittsbewegungen aller Völker befruchteten und überall freudige Zustimmung weckten, daß die Idee des solidarischen Kulturfortschritts der Völker, des Erfahrungsaustausches zwischen denselben, der unser Institut gewidmet ist, wahrhaft in der Seele der Völker und Menschen zu keimen vermag.

Vor allem auch haben wir gesehen, daß wir allen den einzelnen Fortschrittsbestrebungen auf den Gebieten der Schulreform und der Arbeiterschutzgesetzgebung, der Frauenbewegung und der Trunksuchtsbekämpfung, der Friedensbewegung und der modernen Demokratie, wertvolle Waffen im Kampfe, wertvolle Argumente, wertvolle Stütze liefern konnten, indem wir ihnen die Realisierung ihres Ideals bei diesem oder jenem Volke des Auslands zeigten, indem wir nachweisen konnten, welches die Resultate der Reform, für die im Inlande gekämpft wird, in den Ländern gewesen seien, die sie verwirklichten. Besonders auch das schöne Beispiel weltlichen Moralunterrichts in Frankreich, sozial wirkenden Frauenstimmrechts in Finnland und der Minimallöhne für Heimarbeiter in Australien war für unsere deutschen Freunde von Wert.

Wir konnten ihnen so neue empirische Gesichtspunkte zur Beurteilung ihrer eigenen Ideale geben, ihren Gedankenbau festigen, ihre Stellung gegenüber den Widersachern stärken.

Und wieder in anderen Milieus konnten wir Kenntnisse, die als solche geschätzt wurden, Erweiterung des geistigen Blickes bis zu den fernen Horizonten fremdländischer Kulturentwicklung bringen.

Bei all dieser schönen Ausbreitung des Werkes mochte die Frage, ob es noch weiterer Vertiefung bedürfe, zu weiteren Entwicklungen dränge.

unnötig erscheinen. Denn die Idee als solche fand ja überall den lautesten Widerhall. Und doch erscheint es mir, daß die Endziele und auch die immanenten Richtungslinien des Institutes weit hinausreichen über seinen heutigen Rahmen, über Bildungsförderung und Herantragung von Erfahrungsargumenten, welche die kämpfenden sozialen und kulturellen Parteien stützen. Heute ist es im wesentlichen doch ein Nützlichkeitsgesichtspunkt, welcher die meisten Mitglieder unseres Vereines zusammenführt, außenliegende Ideale sind es, um derentwillen sie die wissenschaftliche Methode des Instituts zu schätzen wissen.

Aus der Methode wird ein Selbstzweck werden. Denn die Fühlung mit den Erfahrungen des Auslands gibt ja den inländischen Reformen erst die wahre Möglichkeit, in bewußter Weise, in Kenntnis aller Schwierigkeiten und Chancen fortschrittzeugend zu wirken.

Gerade dieses bewußte Arbeiten am Gattungsfortschritt, zu dem unser Institut vielleicht hinleiten könnte, bedeutet aber eine wertvolle Verfeinerung der Reformtätigkeit. Denn bisher beschränkte sich dieselbe im großen und ganzen doch nur auf die Beseitigung offenkundiger Mißstände. In den angelsächsischen Ländern hat man dies offen bekannt, jeden theoretischen Gesichtspunkt zurückgewiesen und ausschließlich praktische Arbeit zur Linderung von Übelständen als vernünftig betrachtet. Auf dem Festland Europas haben gewisse philosophische Fortschrittstheorien ihre Rolle gespielt, aber ihr Einfluß auf das tatsächlich politische Schaffen ist kaum sehr groß geworden und insoweit er sich doch zur Geltung brachte, kam es zum Widerstreite verschiedener methaphysischer Systeme. Eine exakte, auf tatsächlicher Kenntnis der realen Möglichkeiten beruhende, aufbauende Tätigkeit konnte dabei nicht durchgreifen.

Gewiß, der Erfahrungsaustausch als solcher zum Zweck fortschrittlicher Reform dient zunächst praktischen Zielen, ist noch nicht bewußt, als Selbstzweck erfaßte Arbeit für den organischen Fortschritt der Gattung. Aber indem er zu solcher anregt, ihr Mittel und Wege bietet, läßt er mehr und mehr die Freude am bewußten Fortschrittsschaffen erstarken.

In den Sektionen unseres Instituts, innerhalb jener Gruppen von Männern und Frauen, die bewußt fortschrittlich wirken wollen, wird es möglich sein, das Ideal der organischen Vervollkommnung der Menschengattung, des menschlichen Fortschritts als einer biologischen Notwendigkeit, als des höchsten Imperativs, den wir im Rahmen unserer Stellung in der Natur erfassen können, zu erwecken.

Dieses Ideal des bewußten Gattungsfortschritts aber scheint mir eine unendliche suggestive Kraft, die Gabe zur Ausfüllung aller Persönlichkeitstriebe zu besitzen und andererseits der vielgestaltigsten Anwendungen auf die Selbsterziehung, das Leben im Familienkreise, die Förderung von Wissenschaft und Kunst, die Reform der sozialen Verhältnisse, die Linderung des Elends, die Veredlung der Gattung fähig zu sein; aus diesen praktischen Anwendungen muß andererseits immer neue Freude am Fortschrittbauen auf den Schaffenden selbst zurückstrahlen.

Das Ideal läßt sich dem Geiste nach aus den Forderungen der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre exakt ableiten*); in unserm Institute scheint mir die Einwurzelung desselben im realen Leben möglich.

Gewiß ist, daß an die Seite des aktiven Erfahrungsaustausches, der Arbeit an konkreter Reform, dann auch die Anteilnahme am Fortschritt

*) Siehe meinen Aufsatz in der September-Nummer 1910 dieser Zeitschrift.

der Völker als subjektiv-seelischer Wert zu treten hat. Neben die Vorträge, die konkrete Reformen erleichtern sollen, werden andere zu treten haben, die ihre Hörer in bloß seelische Fühlung mit der wissenschaftlichen, geistigen und sozialen Entwicklung der Menschheit setzen, und ihnen einen neuen, erhebenden Lebensinhalt vermitteln können.

Eine Entwicklungsmöglichkeit des Instituts liegt also in der Schaffung neuer Lebens- und Interesseninhalte seiner Mitglieder.


Eine weitere Aufgabe ist die Förderung einheitlich internationaler Aktionen, etwa durch Einsetzung besonderer auf den Erfahrungen verschiedener Völker fußender Zentralkommissionen. Mag deren volle Tätigkeitsentfaltung auch noch in großer Ferne liegen, so können einheitlich internationale Aktionen doch bereits heute an die Durchsetzung sozialer Teilreformen mit Erfolg herantreten. Am Ende dieses Jahres beabsichtigen wir beispielsweise, in allen Kulturländern gleichzeitig eine Aktion für Festsetzung von Minimallöhnen für Heimarbeiter einzuleiten; Australiens Erfahrungen geben uns klare Gesichtspunkte zur Beurteilung der segensreichen Folgen, die eine gleichgerichtete Reform in Europa mit sich bringen müsse, an die Hand.

Eine dritte Möglichkeit liegt in der seelischen Rückwirkung des Erfahrungsaustausches auf die Mitglieder und vor allem auf die Völker, die lernen, vom Nachbarvolke, das anders geartet ist, Vorteil zu ziehen, nicht, wie bisher, seine Fremdheit als einen Pfahl im Fleische zu betrachten. Was die Völker bisher in Mißgunst trennte, soll zu Motiven des Verstehens und der internationalen Solidarität werden.

KORRESPONDENZEN

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

ADOLF DAMASCHKE, BERLIN, VORSITZENDER
DES BUNDES DEUTSCHER BODENREFORMER:
DIE DEUTSCHE REICHSZUWACHSSTEUER.

 Am 1. Februar 1911 hat der Deutsche Reichstag endgültig mit 198 gegen 93 Stimmen bei 20 Stimmenenthaltungen die Reichs-Zuwachssteuer angenommen. Im Juniheft der „Dokumente des Fortschritts“ 1910 habe ich die Geschichte des Gedankens der Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses in Deutschland kurz geschildert und zum Schluß die Vertagung der Entscheidung über die Reichs-Zuwachssteuer bis zum Herbst als das Signal eines Kampfes bezeichnet, der für die deutschen Verhältnisse eine kulturhistorische Bedeutung erlangen werde. Es ist gekommen, wie ich es an dieser Stelle vorausgesagt habe. Noch niemals ist um eine Steuer im Deutschen Reiche ein Kampf geführt worden, wie diesmal. Man wußte eben auf beiden Seiten, daß es hier um mehr ging, als um ein paar Millionen Mark, daß es sich hier darum handelte, den bodenreformerischen Grundgedanken, daß die ohne Arbeit des einzelnen entstehende Grundrente ihrem Wesen nach Eigentum der Gesamtheit sei, zum erstenmal in die Reichsgesetzgebung einzuführen. Es hat sich in den letzten Monaten ein ganzer Berg von Literatur zu dieser Frage angehäuft, so daß es selbst dem, der mitten in diesem Kampfe stand, zuletzt physisch unmöglich war, auch nur einen Teil allen Materials gewissenhaft zu prüfen. Bis zu welcher Siedehitze die Erbitterung der Gegner ging, zeigt eine viel verbreitete Broschüre von Lorenzen, Grundstücksmakler in Kiel, die mit folgender Drohung schloß: „Mit der Einführung der Reichs-Zuwachssteuer beginnt die kalte Revolution. Wie lange wird es noch dauern, bis wir die blutige Revolution haben?“

Wie sehr das heutige Bodenrecht alle Begriffe von Recht und Billigkeit verwirrt, zeigte sich in einer großen und viel beachteten Kölner Protestversammlung gegen die Steuer. Es wurde hier ein „bedauernswerter Mann“ vorgeführt, der 1887 ein Grundstück von 3750 qm im Rayongelände Kölns bei einer Familienteilung mit 3000 Mark erwarb und, ohne irgendwelche Verbesserungen daran auszuführen, es im Jahre 1910 für 81 300 Mark verkaufte. Von dem unverdienten Wertzuwachs von 78 487 Mk. würde die Reichs-Wertzuwachssteuer 17 659 Mk. betragen. Das wurde als ein „schreiendes Unrecht“ hingestellt, weil der Mann schon vorher einen Teil des Wertes durch Hypotheken für sich flüssig gemacht hatte. Solche Beispiele können zwar in Kreisen von Leuten, die auf ähnliche Gewinne hoffen, Eindruck machen; aber die große Mehrzahl der Bevölkerung würde sich zweifellos glücklich schätzen, einen unverdienten Wertzuwachs

von über 78 000 Mk. zu gewinnen, auch auf die Gefahr hin, davon 17 000 Mk. an die Gesamtheit entrichten zu müssen, da ja immer noch 61 000 Mk. unverdienter Gewinn verbleiben. Dazu kam, daß die Schrift, die der Reichs-Zuwachssteuer am gefährlichsten zu werden drohte, da sie von einem sehr geachteten Kommunalpolitiker ausging, dadurch naturgemäß an Bedeutung viel verlieren mußte, daß mir der Nachweis gelang, daß dieses Buch erst geschrieben wurde, nachdem „Terraininteressenten“ dem Verfasser ein sehr hohes Honorar zugesichert hatten.

Trotzdem schien ein glücklicher Abschluß der Reichs-Zuwachssteuer oft überaus gefährdet. Mit welchen Mitteln die große Presse bearbeitet wurde, davon habe ich in meinem Juniartikel ja einige Beispiele anführen können. Die dort gekennzeichnete Kampfweise wurde natürlich fortgesetzt und verschärft, je näher die Entscheidung rückte.

Die Aufgabe der Bodenreformer war demgegenüber keine leichte. Es kam namentlich darauf an, den Mittelstand, der von den Terraininteressenten als „bedroht“ vorgeschoben wurde, und die Mieter, denen man eine Verteuerung des Bodens und der Wohnungen androhte, zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen. Beides gelang in sehr weitem Umfange. Vom deutschen Mittelstand waren namentlich die Uhrmacher wichtig, die ja vielfach selbst in Mittel- und Kleinstädten Hausbesitzer sind und deren Stellung oft in ihren Gemeindekreisen von großer Bedeutung ist.

Vom 13.—16. August tagte der Bundestag der deutschen Uhrmacher in Berlin, der von etwa 400 Vertretern besucht war. Einem Referate, das der Schreiber dieser Zeilen hielt, folgte eine lebhaft ausgeführte Aussprache. Als Ergebnis wurde einstimmig folgende Entschliebung angenommen:

„Die Hauptversammlung des deutschen Uhrmacherbundes spricht den Verbündeten Regierungen Dank und Anerkennung für den Entwurf des Reichs-Zuwachssteuer-Gesetzes aus. Der unverdiente Wertzuwachs am Boden, der allein durch das Wachstum der Bevölkerung und die Kulturarbeit der Gesamtheit hervorgerufen wird, erscheint wohl geeignet, auch für die steigenden Lasten der Volksgemeinschaft nutzbar gemacht zu werden. Da die Reichs-Zuwachssteuer weder Gewerbe noch Handel belastet, noch die Lebenshaltung des Volkes erschwert, ist sich die fünfte Tagung des Deutschen Uhrmacher-Bundes hewußt, im Namen der gesamten werktätigen Bevölkerung zu sprechen, wenn sie Regierung und Volksvertretung dringend ersucht, dem lärmenden Widerspruch kleiner aber mächtiger Interessentruppen nicht nachzugeben, sondern die Beratung über die Reichs-Zuwachssteuer bald zu einem fruchtbringenden Ergebnis zu führen.“

Die deutschen Mieterorganisationen hielten am 3. September 1910 ihren Verbandstag in Nürnberg ab. Auch hier sprach der Verfasser dieses Aufsatzes und auch hier wurde nach eingehender Aussprache einstimmig eine Entschliebung für die Steuer angenommen:

„Der Verband deutscher Mietervereine richtet an den Reichstag die dringende Bitte, dem Gesetzentwurf über die Reichs-Zuwachssteuer zuzustimmen. Bei den großen Schwierigkeiten, denen die Zuwachssteuer in den Gemeinden begegnet, ist eine reichsgesetzliche Regelung allein im Stande, den „unverdienten“ Wertzuwachs am Boden der Volksgesamtheit nutzbar zu machen. Dabei wird jeder Gemeinde ein angemessener Anteil am Ertrage der Steuer zu sichern sein.

Die Versuche die Zuwachssteuer als schädlich für die Mieter hinzustellen, weist der Verbandstag in schärfster Weise zurück. Sie dienen lediglich den Interessen der Bodenspekulanten. Die Bodenpreise sind ausschließlich von der Ausnutzbarkeit der Grundstücke und von Angebot und Nachfrage abhängig. Eine zweckmäßige Zuwachssteuer wird den volkswirtschaftsschädlichen, den Boden künstlich verteuern den Handel an Grundstücken eindämmen. Das aber würde im Interesse der soliden Bautätigkeit und einer allgemeinen Gesundung unseres Wohnungswesens nur zu begrüßen sein.“

Im Ganzen muß man die Versammlungen, die von bodenreformerischer Seite abgehalten wurden, und die zur Annahme von Entschlüssen für die Reichs-Zuwachssteuer geführt haben, auf 8—900 schätzen. Den größten Eindruck machte naturgemäß der Deutsche Bodenreformtag in Gotha, der vom 2.—4. Oktober stattfand. Nach einem einleitenden Referat von Prof. Dr. Köppe in Marburg über die Stellung der Wissenschaft zur Reichs-Zuwachssteuer erklärten Exzellenz Adolph Wagner, das gefeierte Haupt der staats-sozialistischen Schule, und Prof. Arwed Emminghaus, der älteste Vertreter der freihändlerischen Schule, ihre volle Übereinstimmung auf diesem Gebiet — eine Tat, die bei der hervorragenden Stellung der beiden alten Gegner natürlich einen tiefen Eindruck hervorgerufen mußte. Es sprachen dann Stadtrat Dr. Boldt vom Standpunkt der Gemeindefinanzen, Rittergutsbesitzer A. v. Schwerin vom Standpunkt der Landwirtschaft, Großkaufmann Vietor von dem des Handels, C. Marfels von dem des gewerblichen Mittelstandes, Fabrikbesitzer H. Freese von dem des Baugewerbes, Lehrer Flügel von dem der Festbesoldeten, Gewerkschaftssekretär Behrens von dem der Arbeiter — und alle erklärten sich begeistert für die neue Steuer.

Die Referate, die im „Jahrbuch der Bodenreform“, im Wortlaut erschienen, wurden natürlich in Masse versandt und boten wiederum die Unterlage zu vielen Referaten und Zeitungsartikeln. Außerdem haben die Bodenreformer etwa 600 000 Flugblätter, 12 000 „Kampfbroschüren“ und eine große Zahl von Denkschriften verbreitet und ihr Bundesorgan in bewußter Einseitigkeit das ganze Jahr hindurch in den Dienst dieses Kampfes gestellt. Wieviel persönliche Besprechungen und vertrauliche Konferenzen stattfanden, entzieht sich natürlich der Berichterstattung.

Nach außen trat der Erfolg der Bodenreformarbeit in Erscheinung in den Eingaben an den Reichstag, die sich für Annahme der Steuer aussprachen. Zu diesen Eingaben Unterschriften zu gewinnen, war eine außerordentlich schwere Sache. Den meisten Menschen erscheinen Steuerfragen überaus langweilig und trocken. Gegen eine neue Steuer protestieren, das entspricht der Gemütsverfassung jedes normalen Steuerzahlers. Aber für die Einführung einer neuen Steuer seine Unterschrift zu geben, ist etwas so Ungewohntes, daß viele eine solche Aufforderung zunächst gar nicht verstanden. Dazu kommt, daß aus mancherlei Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, gerade jetzt eine tiefe Mißstimmung gegen die Reichsregierung durch das deutsche Volk geht. Und so war es doppelt schwer, gleichsam eine Art Vertrauensvotum, wenigstens für eine Maßnahme der Verbündeten Regierungen, nämlich die von ihnen vorgeschlagene Zuwachssteuer, herbeizuführen. So liegt eine mühselige und zähe Kleinarbeit in folgenden Zahlen: Es wurden 145 768 Einzelunterschriften für die Reichs-Zuwachssteuer eingereicht und dazu traten Eingaben von Organisationen mit zusammen über 730 000 Mitgliedern.

Gegen das Prinzip der Zuwachssteuer hat sich denn auch im Reichstag keine einzige Stimme mehr erhoben, und auch diejenigen, die gegen den Gesetzentwurf stimmten, haben ausdrücklich erklärt, daß ihre Abstimmung nicht gegen den Grundgedanken gerichtet sei. Die Sozialdemokraten, die einzige Partei, die geschlossen gegen den Gesetzentwurf stimmte, tat es, weil die Erträge der Reichs-Zuwachssteuer nicht, wie sie forderte, u. a. auch dazu verwandt werden sollte, die Zündwaren-

steuer abzuschaffen. Die Linksliberalen spalteten sich, 16 Mitglieder unter Führung Naumanns stimmten dafür, 22 dagegen. Hier war es namentlich die Frage, ob die 21 Landesfürsten, die das Deutsche Reich besitzt, von der Steuer frei bleiben sollten oder nicht. Vom bodenreformerischen Standpunkt aus wäre natürlich jede Steuerfreiheit abzulehnen, da es sich ja um einen Wertzuwachs handelt, der ohne Rücksicht auf den zufälligen Eigentümer entsteht. Aber die prinzipiell natürlich wichtige Frage konnte gerade im Zusammenhang mit der Reichs-Zuwachssteuer schwer ausgefochten werden, weil in der Reichs-Umsatzsteuer (Grundstücksveränderungsgebühr), die mit der Zuwachssteuer eng verwandt ist, diese Steuerfreiheit der Landesfürsten für den Bereich des eigenen Landes ausdrücklich festgelegt ist. Die Polen enthielten sich der Abstimmung. Die Nationalliberalen und die Wirtschaftliche Vereinigung stimmten geschlossen für das Gesetz, ebenso die Reichspartei mit einer Ausnahme. Vom Zentrum stimmten 58 Mitglieder für, 19 gegen das Gesetz, von den Konservativen stimmten 42 mit Ja, 4 mit Nein, darunter einige Ultraagrarien, wie der bekannte Herr von Oldenburg-Januschau.

Das Gesetz sieht eine Besteuerung von 10—30% des unverdienten Wertzuwachses vor. Der Höchsatz wird bei einer Wertsteigerung von mehr als 290% des Erwerbspreises erhoben. Von dem Ertrag erhält das Reich 50, die Bundesstaaten 10, und die Gemeinden und Gemeindeverbände erhalten 40%. Das Gesetz tritt mit dem 1. April 1911 in Kraft. Es erfaßt alle Verkäufe, die nach dem 31. Dezember 1910 stattgefunden haben.

Zugrunde gelegt für die Berechnung des steuerpflichtigen Wertzuwachses wird der letzte Erwerbspreis. Liegt dieser aber vor dem 1. Januar 1885, so tritt an die Stelle des Preises der Wert, den das Grundstück an diesem Tage gehabt hat. Auf weitere Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Das Gesetz, das vom Kaiser am 14. Februar vollzogen wurde, erscheint im Wortlaut im „Jahrbuch der Bodenreform“. Nur zusammenfassend muß gesagt werden, daß diese Einzelheiten meist sehr schlecht sind und den guten bodenreformerischen Kern des Gesetzes sehr abschwächen und verdunkeln.

Aber es ist ja noch immer so gewesen, daß große soziale Gedanken auf ihrem „Martyrerwege“ durch die gesetzgebenden Körperschaften zuerst so verstümmelt herausgekommen sind, daß ihre eifrigsten Verfechter schwankten, ob sich die Annahme überhaupt noch lohne. So ging es mit den ersten Arbeiterschutzgesetzen, so mit den Versicherungsgesetzen usw.

Aber ist das Prinzip wirklich lebensfähig, so entfaltet es sich kraft der Vernunft, die in ihm selbst lebt, sobald es nur einmal in die öffentliche gesetzgeberische Praxis wirklich hineingekommen ist. Und so dürfen wir denn auch hoffen, daß der große Grundgedanke der Bodenreform: „Die Grundrente, die allein durch die Kulturarbeit der Gesamtheit erzeugt wird, ist auch von Rechtswegen Eigentum dieser Gesamtheit“ — im Deutschen Reiche Leben und Kraft gewinnen und so zur finanziellen und sozialen Gesundung der deutschen Verhältnisse beitragen wird. Und in dieser Hoffnung begrüßen wir die deutsche Reichs-Zuwachssteuer als einen wichtigen und folgenreichen Fortschritt!



KARL MANN, BERLIN: DIE VERWENDUNG MEINES GESCHÄFTSGEWINNS.



S ist keine Privatangelegenheit, wie man meinen könnte, über die zu berichten die Schriftleitung der Zeitschrift mich aufgefordert hat. Es handelt sich darum, daß der volle Gewinn aus einem schuldenfrei dastehenden Geschäftsunternehmen meiner Familie, das ich in mehrjähriger Arbeit zu einer gewissen Bedeutung brachte, seit dem 1. Januar 1911 nicht mehr in privatkapitalistische Taschen fließt, sondern zu kulturfördernden Zwecken der Allgemeinheit, durch Vermittlung einer eigens errichteten Stiftung, zugute kommt.

„Der volle Gewinn“. Denn das in diesem Geschäfte arbeitende, bar eingezahlte Kapital meiner Familie (nicht „Gründungswerte“ in irgendeiner Form!) begnügt sich künftig mit 5% Verzinsung und trägt für diese Rente das ganze Risiko allein. Ich selber aber leiste ohne jede Entschädigung meine jetzt leitende und werbende, späterhin beratend und beaufsichtigend gedachte, dauernd aber in vollem Umfange verantwortliche Tätigkeit als der nach deutschem Recht haftbare „Geschäftsführer“ der G. m. b. H. Insofern also ist es eigentlich mehr als der volle Geschäftsgewinn, was durch Vermittlung einer „Stiftung zur Förderung von Lebens- und Wirtschaftsreform-Bestrebungen“ für kulturelle Aufklärungs- und Fortschrittsarbeit nutzbar gemacht werden wird. Bewerten aber, wenn auch nicht bezahlen, lasse ich meine leitende Tätigkeit in einem gewissen Verhältnis zum steigenden Geschäftserfolge. Auf diese einfache Weise will ich einen allmählich steigenden kleinen Anteil von den jährlichen Überschüssen freibekommen, über den ich künftig einmal zwar ganz im Sinne der Stiftungsabsichten, aber doch ganz persönlich verfügen kann, ohne jedes Bestimmungsrecht des für die eigentlichen Stiftungsgelder eingesetzten Verwaltungsausschusses. (Es dürfte dies ein Heim auf dem Lande sein, in welchem einesteils Waisen und uneheliche Kinder von gesunden, lebenskräftigen Eltern, andernteils hilflose Kinder von Trinkern und anderweitig belasteten Eltern unter natürlichen Verhältnissen — mit Land- und Gartenbau — bei einfachster Lebensweise nach den Grundsätzen einer natürlichen Ausbildung erzogen werden und heranwachsen sollen zu für sich selber zu sorgen befähigten Menschenkindern.

Das Geschäft wurde bis ins vorige Jahr in kleinerem Umfange betrieben, mit wenig über 100 000 Mk. Gesamtumsatz, weil ich infolge privater Verhältnisse ihm nur wenig Aufmerksamkeit widmete und gar keine Reklame machte. Ich betrieb die Hauptvertretung für vier Herstellungsfirmen, bei deren Erzeugnissen infolge eigener Beteiligung die persönliche Bürgschaft für Naturreinheit der Waren (alkoholfreie Weine, Nußnahrungsmittel, Dauerbananen und Vollreis, Fruchtsäfte und Marmeladen) gegeben werden konnte. Einer Entwicklungsnotwendigkeit folgend wurde, nach Verlegung an den Hauptverkehrspunkt Berlins (Potsdamer Platz), das Geschäft inzwischen ausgebaut zu einer Art „Gesundheitszentrale“ mit vorläufig sechs eigenen Verkaufsgeschäften in Berlin und Vororten, überall in guter Verkehrslage und mit Fernsprecher. Also im ganzen eine großzügige und neuzeitliche Gestaltung dieses Kauf- und Versandhauses für naturreine gesundheitliche Nahrungs- und Genußmittel, Weine ohne Alkohol (Traubensaft), poröse Wäsche, Bekleidung, Schuhwerk, Körperkulturartikel, Apparate,

Bücher usw. Die völlig sichere Grundlage bildet der jetzt umfassendere Betrieb von acht guten, durch langjährige Verträge gesicherten Hauptvertretungen für die Mark Brandenburg, mit Einkauf und Verkauf für eigene Rechnung gegen bar (waggonweiser Bezug der Hauptartikel) mit Skonto, ohne Kreditwirtschaft.

Die sofort einsetzende Umsatzsteigerung zeigt stetigen Fortschritt, erreichte im Januar d. J. das Doppelte des vorjährigen Januar-Umsatzes mit Privatleuten, und der Februar scheint auf das Zweiundeinhalbfache hinauszukommen (geschrieben Mitte Februar), so daß die nach der Neuorganisation entsprechend weit höheren Betriebskosten schon im März ihren Ausgleich finden werden. Natürlich trägt die Bekanntgabe der neuen gemeinnützigen Grundlage, die bei dem erfreulich guten Fortschritt schon im Dezember und Januar erfolgen konnte, zur früheren Erreichung des erforderlichen Mindestumsatzes bei.

Das arbeitende B a r k a p i t a l ist jetzt fast 60 000 Mk., verteilt auf 7 Betriebsstätten mit etlichen 20 Angestellten. Es werden aber immer neue Artikel verlangt, günstige Angebote neuer Hauptvertretungen kommen hinzu, das Kundennetz wird dichter und macht neue Zweiggeschäfte vorteilhaft, aber auch größeres Lager, wodurch insgesamt mehr Betriebsmittel nötig werden. Diese gibt zunächst meine Familie noch aus allmählich freiwerdenden Privatmitteln. Es dürfte aber nicht allzu lange dauern, bis der Jahresumsatz mit Privatleuten eine Million Mark beträgt. Mehrere Hauptartikel sind schon jetzt solche Waren, die der Ärmste und der Reichste täglich verwenden kann, teils zum eigenen Vorteil verwenden muß. — Bei einer Million Privatumsatz würde, da nebenher ja der Umsatz mit Wiederverkäufern auch wächst, jährlich weit über 100 000 Mk. Überschuß als Gewinn an die „Stiftung“ abzugeben sein, die einen „klagbaren Anspruch“ darauf hat. Es ist nun ein Problem, ob der buchmäßige Gewinn, der während des Jahres größtenteils in den immer höher wachsenden Geschäftswerten (Einrichtung, Vorräte, Außenstände usw.) angelegt worden sein kann, stets rechtzeitig durch neu hereinkommendes, fest verzinsliches Betriebskapital (Leihgeld oder Gesellschaftsanteile) zur Auszahlung freigemacht werden kann. Ich bin freilich Optimist genug, anzunehmen, daß, wenn erst die Stiftung ihre weithin und vielseitig befruchtenden und anregenden Wirkungen zu entfalten beginnen wird, ein edler Wettstreit solcher Reformer entstehen dürfte, die es sich zur Ehre anrechnen, Kapitalien in einem solchen, von Hunderttausenden getragenen, völlig der Allgemeinheit dienenden Geschäftsbetriebe zinsbringend anzulegen. Doch müßte der Zins nicht über die dem G. m. b. H.- (Familien-) Kapital zukommenden 5% hinausgehen.

Die „Stiftung“ ist kein plötzlicher Einfall, sondern wurde (als Ergebnis jahrelangen Strebens nach einer wirksamen Handhabe zur Erzielung dauernd großer Wirkungen!) schon 1908 in ganz ähnlicher Form errichtet in einem notariellen, bei Gericht niedergelegten Testament für den Fall, daß ich von einer Studienreise um die Welt nicht zurückkehren sollte. Damals noch unverheiratet, hatte ich das Einkommen aus verschiedenen Quellen (darunter diese Berliner Firma) zusammengefaßt und einer solchen Stiftung zur Verfügung gestellt. 10 reformerische Vereine und 2 wirtschaftliche Unternehmungen auf reformerischer Grundlage waren damals mit 5 bis 10% vom Jahresertrage, der auch ohne meine Mitarbeit langsam gestiegen wäre, bedacht worden. Vorweg waren nur gegen 3000 Mk. für nächste Angehörige bestimmt, auf Grund besonderer Verpflichtung.

KARL MANN, BERLIN: DIE VERWENDUNG MEINES GESCHÄFTSGEWINNS.



S ist keine Privatangelegenheit, wie man meinen könnte, über die zu berichten die Schriftleitung der Zeitschrift mich aufgefordert hat. Es handelt sich darum, daß der volle Gewinn aus einem schuldenfrei dastehenden Geschäftsunternehmen meiner Familie, das ich in mehrjähriger Arbeit zu einer gewissen Bedeutung brachte, seit dem 1. Januar 1911 nicht mehr in privatkapitalistische Taschen fließt, sondern zu kulturfördernden Zwecken der Allgemeinheit, durch Vermittlung einer eigens errichteten Stiftung, zugute kommt.

„Der volle Gewinn“. Denn das in diesem Geschäfte arbeitende, bar eingezahlte Kapital meiner Familie (nicht „Gründungswerte“ in irgendeiner Form!) begnügt sich künftig mit 5% Verzinsung und trägt für diese Rente das ganze Risiko allein. Ich selber aber leiste ohne jede Entschädigung meine jetzt leitende und werbende, späterhin beratend und beaufsichtigend gedachte, dauernd aber in vollem Umfange verantwortliche Tätigkeit als der nach deutschem Recht haftbare „Geschäftsführer“ der G. m. b. H. Insofern also ist es eigentlich mehr als der volle Geschäftsgewinn, was durch Vermittlung einer „Stiftung zur Förderung von Lebens- und Wirtschaftsreform-Bestrebungen“ für kulturelle Aufklärungs- und Fortschrittsarbeit nutzbar gemacht werden wird. Bewerten aber, wenn auch nicht bezahlen, lasse ich meine leitende Tätigkeit in einem gewissen Verhältnis zum steigenden Geschäftserfolge. Auf diese einfache Weise will ich einen allmählich steigenden kleinen Anteil von den jährlichen Überschüssen freibekommen, über den ich künftig einmal zwar ganz im Sinne der Stiftungsabsichten, aber doch ganz persönlich verfügen kann, ohne jedes Bestimmungsrecht des für die eigentlichen Stiftungsgelder eingesetzten Verwaltungsausschusses. (Es dürfte dies ein Heim auf dem Lande sein, in welchem einesteils Waisen und uneheliche Kinder von gesunden, lebenskräftigen Eltern, andernteils hilflose Kinder von Trinkern und anderweitig belasteten Eltern unter natürlichen Verhältnissen — mit Land- und Gartenbau — bei einfachster Lebensweise nach den Grundsätzen einer natürlichen Ausbildung erzogen werden und heranwachsen sollen zu für sich selber zu sorgen befähigten Menschenkindern.

Das Geschäft wurde bis ins vorige Jahr in kleinerem Umfange betrieben, mit wenig über 100 000 Mk. Gesamtumsatz, weil ich infolge privater Verhältnisse ihm nur wenig Aufmerksamkeit widmete und gar keine Reklame machte. Ich betrieb die Hauptvertretung für vier Herstellungsfirmen, bei deren Erzeugnissen infolge eigener Beteiligung die persönliche Bürgschaft für Naturreinheit der Waren (alkoholfreie Weine, Nahrungsmittel, Dauerbananen und Vollreis, Fruchtsäfte und Marmeladen) gegeben werden konnte. Einer Entwicklungsnotwendigkeit folgend wurde, nach Verlegung an den Hauptverkehrspunkt Berlins (Potsdamer Platz), das Geschäft inzwischen ausgebaut zu einer Art „Gesundheitszentrale“ mit vorläufig sechs eigenen Verkaufsgeschäften in Berlin und Vororten, überall in guter Verkehrslage und mit Fernsprecher. Also im ganzen eine großzügige und neuzeitliche Gestaltung dieses Kauf- und Versandhauses für naturreine gesundheitliche Nahrungs- und Genußmittel, Weine ohne Alkohol (Traubensaft), poröse Wäsche, Bekleidung, Schuhwerk, Körperkulturartikel, Apparate,

Bücher usw. Die völlig sichere Grundlage bildet der jetzt umfassendere Betrieb von acht guten, durch langjährige Verträge gesicherten Hauptvertretungen für die Mark Brandenburg, mit Einkauf und Verkauf für eigene Rechnung gegen bar (waggonweiser Bezug der Hauptartikel) mit Skonto, ohne Kreditwirtschaft.

Die sofort einsetzende Umsatzsteigerung zeigt stetigen Fortschritt, erreichte im Januar d. J. das Doppelte des vorjährigen Januar-Umsatzes mit Privatleuten, und der Februar scheint auf das Zweiundeinhalbfache hinauszukommen (geschrieben Mitte Februar), so daß die nach der Neuorganisation entsprechend weit höheren Betriebskosten schon im März ihren Ausgleich finden werden. Natürlich trägt die Bekanntgabe der neuen gemeinnützigen Grundlage, die bei dem erfreulich guten Fortschritt schon im Dezember und Januar erfolgen konnte, zur früheren Erreichung des erforderlichen Mindestumsatzes bei.

Das arbeitende Barkapital ist jetzt fast 60 000 Mk., verteilt auf 7 Betriebsstätten mit etlichen 20 Angestellten. Es werden aber immer neue Artikel verlangt, günstige Angebote neuer Hauptvertretungen kommen hinzu, das Kundennetz wird dichter und macht neue Zweiggeschäfte vorteilhaft, aber auch größeres Lager, wodurch insgesamt mehr Betriebsmittel nötig werden. Diese gibt zunächst meine Familie noch aus allmählich freiverwendenden Privatmitteln. Es dürfte aber nicht allzu lange dauern, bis der Jahresumsatz mit Privatleuten eine Million Mark beträgt. Mehrere Hauptartikel sind schon jetzt solche Waren, die der Ärmste und der Reichste täglich verwenden kann, teils zum eigenen Vorteil verwenden muß. — Bei einer Million Privatumsatz würde, da nebenher ja der Umsatz mit Wiederverkäufern auch wächst, jährlich weit über 100 000 Mk. Überschuß als Gewinn an die „Stiftung“ abzugeben sein, die einen „klagbaren Anspruch“ darauf hat. Es ist nun ein Problem, ob der buchmäßige Gewinn, der während des Jahres größtenteils in den immer höher wachsenden Geschäftswerten (Einrichtung, Vorräte, Außenstände usw.) angelegt worden sein kann, stets rechtzeitig durch neu hereinkommendes, fest verzinsliches Betriebskapital (Leihgeld oder Gesellschaftsanteile) zur Auszahlung freigemacht werden kann. Ich bin freilich Optimist genug, anzunehmen, daß, wenn erst die Stiftung ihre weithin und vielseitig befruchtenden und anregenden Wirkungen zu entfalten beginnen wird, ein edler Wettstreit solcher Reformer entstehen dürfte, die es sich zur Ehre anrechnen, Kapitalien in einem solchen, von Hunderttausenden getragenen, völlig der Allgemeinheit dienenden Geschäftsbetriebe zinsbringend anzulegen. Doch müßte der Zins nicht über die dem G. m. b. H.- (Familien-) Kapital zukommenden 5% hinausgehen.

Die „Stiftung“ ist kein plötzlicher Einfall, sondern wurde (als Ergebnis jahrelangen Strebens nach einer wirksamen Handhabe zur Erzielung dauernd großer Wirkungen!) schon 1908 in ganz ähnlicher Form errichtet in einem notariellen, bei Gericht niedergelegten Testament für den Fall, daß ich von einer Studienreise um die Welt nicht zurückkehren sollte. Damals noch unverheiratet, hatte ich das Einkommen aus verschiedenen Quellen (darunter diese Berliner Firma) zusammengefaßt und einer solchen Stiftung zur Verfügung gestellt. 10 reformerische Vereine und 2 wirtschaftliche Unternehmungen auf reformerischer Grundlage waren damals mit 5 bis 10% vom Jahresertrage, der auch ohne meine Mitarbeit langsam gestiegen wäre, bedacht worden. Vorweg waren nur gegen 3000 Mk. für nächste Angehörige bestimmt, auf Grund besonderer Verpflichtung.

Die Absicht der Stiftung ist: die gewaltige Kaufkraft weitester Verbraucherkreise umfassend nutzbar zu machen, um für die ewig an Geldnot krankenden wichtigsten Reformbestrebungen laufend große und stetig steigende Geldmittel zu gewinnen, also für die Wohlfahrtspflege, im weitesten Sinne verstanden, wie ein von Prof. H. Sohnrey geprägtes gutes Wort lautet. Zur sozialen Wohlfahrts- (nicht Wohltätigkeits-) Arbeit, durch welche die Ursachen von allerlei Not und Übelständen und Unrecht beseitigt oder doch vermindert werden, darf man ohne weiteres jede grundlegende, wahrhaft fördernde Besserungs- und Aufklärungstätigkeit zählen, auch wenn nicht jedermann durchaus mit jeder Einzelheit einverstanden ist. Beispielsweise Alkoholkämpfung, Gesundheitspflege, Ernährungs-, Erziehungs- und Bodenreform, Heimatschutz, Gartenstadt, zeitgemäße Erweiterung der Frauenrechte u. a. m.

Wohltätigkeitsarbeit ist ja nötig, und wenn planvoll ausgeübt auch gut, aber sie kann doch niemals die Ursachen beseitigen, die teils in den Menschen, teils in den Zuständen liegen und erst klar erkannt werden müssen, ehe man sie beseitigen oder doch vermindern kann. Für Wohltätigkeit zudem hat jedermann etwas Geld übrig, der nichts besseres damit anzufangen weiß, und sie ist uns von Kindheit an eine selbstverständliche edle Menschenpflicht. Aber zur greifbaren Betätigung sozialer Gesinnung müssen die Besitzenden erst erzogen werden. Denn die Vereine und Personen, welche allenthalben aufopfernd grundlegende Besserungs- und Aufklärungsarbeit leisten, finden bei den Wohlhabenden fast stets nur schöne Worte billiger „Sympathie“, die ohne die gleichzeitige Tat der Geldhergabe eher entmutigend wirkt, statt freudig anzueifern. — Und dies, obwohl die Abgabe eines Teiles von ihrem Mammon doch das Geringste ist, was alle jene tun können, die für klar erkannte Ziele nicht mit arbeiten können oder — wollen!

Zu betonen ist, daß der neue Weg, den ich beschritten habe, nur gangbar ist für den Inhaber eines Geschäftsbetriebes, der eine Reihe täglich benötigter Gebrauchsartikel darbietet. Wenigstens kann nur ein solches Geschäft (nicht aber z. B. eine Maschinenfabrik oder ein Großhändler) die Kaufkraft weitester Kreise nutzbar machen für den einen, ganz bestimmten Zweck, indem viele tausend oder hunderttausend Käufer auf dieses eine Geschäft hingelenkt werden, wo sie wissen, daß sie gute Ware zu angemessenem (vom Fabrikanten für ganz Deutschland vorgeschriebenen) Preise rasch geliefert erhalten und einfach dadurch, daß sie nicht in einem x-beliebigen anderen, privatkapitalistischen Geschäfte ihren Bedarf decken, mindestens den zehnten Teil des Einkaufswertes für unzweifelhaft kulturfördernde Verwendung sichern. Je mehr Menschen also ein solches Geschäft, welches mehr als den vollen Reingewinn abgibt, durch ihre Empfehlung fördern, je rascher also der Umsatz steigt, — desto günstiger wird sich das Verhältnis der allgemeinen Geschäftsspesen zum Umsatz stellen, weil vor allem an den hohen, jeden Geschäftsbetrieb heute so ungeheuer belastenden Reklameausgaben gespart wird, und desto höhere Anteile vom Umsatz wird demgemäß auch der an die Allgemeinheit zurückfließende Gewinn ausmachen.

Die leitende Absicht letzten Endes bei dem zunächst kleinen, aber doch gründlichen Beispiel dieser Stiftung ist ja auch folgende: Große Kaufleute und Industrielle mit gesicherten Einkünften von vielleicht jährlich vielen Zehntausenden zur Nachfolge anzuregen und sie zu bewegen zur dauernden Hergabe wenigstens eines bestimmten, nur vom jeweiligen Geschäftsergebnis abhängigen Teiles ihres Überflusses für grundlegende Besserungs- und Auf-

klärungsarbeit. Es ist sicher besser, wenn Vereine und Unternehmungen, die kulturfördernd wirken, mit langsam steigenden jährlichen Einkünften als Ertrag solcher freiwilliger Abgaben (Selbstbesteuerung!) rechnen können, zu denen die Bezieher bedeutender überflüssiger Einkünfte sich ziemlich leicht entschließen können, als daß immer gewartet werden muß auf die sehr spärlichen einmaligen Vermächtnisse sehr reicher Leute und deren feststehende Zinserträge.

Die sehnlichst erstrebte Nachfolge Sozialgesinnter zeigt sich schon jetzt: Der Aufruf „Wer hilft mit? Wer folgt nach?“ vom November 1910 bewog den Begründer einer „Ersparungsanstalt“, der mich gut kennt, zu der Erklärung, daß er den jetzt auf 14 000 Mk. angewachsenen jährlichen Überschuß nicht kapitalistisch, sondern in ähnlicher Weise, wie ich es beabsichtige, für soziale Zwecke anwenden wolle, wofür er Rat und Vorschlag von mir wünschte. (Kurzer Sonderbericht darüber wird erfolgen, sobald die Sache öffentlich wird.) — Auf Empfehlung des Schriftleiters der Zeitschrift „Lebensreform“, E. W. Trojan, wandte ich mich im Dezember an Herrn Heinrich Eklöh jr. in Lüdenscheid, unter Hinweis auf seine Reformfreundschaft: Mit Brief vom 17. Januar stellt er nun die Hälfte des Gewinnes an seinem nebenher betriebenen Versand von Aluminium-Küchengeräten und Tafelbestecken für die Zwecke meiner Stiftung zur Verfügung. Nach Abzug von 10% des erzielten Privatverkaufspreises für Geschäftskosten beträgt die abzugebende Hälfte des verbleibenden Gewinns für das Jahr 1911 über 3000 Mk., wie sich schon sicher übersehen läßt. Der Stifter berichtet zugleich von rascher Entwicklung dieser erst vor wenigen Jahren begonnenen Privatversandabteilung.

Ich habe die freudige Zuversicht, daß noch viele andere folgen werden, und meine Haupthoffnung ist es gerade, daß ich als Beispielgeber die Möglichkeit haben werde, persönlich anregend mit Stetigkeit und Zielbewußtsein in dieser Richtung erfolgreich zu wirken!

Ich lasse nun hier die Stiftungsurkunde in wörtlicher Abschrift folgen. Notariatsregister Nr. 51 Jahr 1911. Verhandelt Berlin, den 11. Februar 1911.

Vor dem unterzeichneten Notar im Bezirke des Königlichen Kammergerichts Geheimen Justizrat Max Jacobsohn erschienen heute:

1. Herr Privatmann Carl Mann (Water) zu Breslau, Zobtenstr. 19 wohnhaft,
 2. Herr Kaufmann Karl Mann (Sohn) zu Friedenau, Sponholzstr. 42 wohnhaft,
 3. Frau Emma Mann, geb. Schilde, ebenda wohnhaft,
- sämtlich dem Notar persönlich bekannt. Sie vereinbaren Folgendes:

§ 1. Herr Privatmann Carl Mann aus Breslau und der Kaufmann Karl Mann aus Friedenau sowie dessen Ehefrau Emma Mann errichten hiermit eine Stiftung unter dem Namen

„Stiftung zur Förderung von Lebens- und Wirtschaftsreform-Bestrebungen“

mit folgender Maßgabe.

Die Mittel der Stiftung sollen bestehen in dem Geschäftsgewinn des Geschäfts „Wormser Weinmost- und Nuxo-Zentrale Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ zu Berlin, gerechnet vom 1. Januar 1911 ab. Dieses Recht der „Stiftung“ ist ein klagbarer Anspruch gegen die Firma und soll unabänderlich bestehen bleiben. Aus dem Gewinn wird vorweg entnommen:

- a) eine 5 prozentige Verzinsung des im Geschäft arbeitenden, bar eingezahlten Gesellschaftskapitals, welches der Familie der Stifter gehört, und des

Leihkapitals, das etwa künftig bei starker Betriebserweiterung von anderen Personen als Darlehen gegeben werden sollte;

b) für den Geschäftsführer Karl Mann (Sohn) eine Vergütung von 1% des Umsatzes mit Privatpersonen und $\frac{1}{2}\%$ des Umsatzes mit Wiederverkäufern. Herr Karl Mann beansprucht jedoch diese Umsatzvergütung nicht als Gehaltzahlung für seine leitende und beratende Tätigkeit. Vielmehr verpflichtet er sich, solange seine wirtschaftliche Daseinsgrundlage durch andere Einkünfte gesichert ist, diesen Geldbetrag von jährlich einigen tausend Mark Umsatzvergütung zunächst als Betriebskapital im Geschäft zu belassen und ihn später nur ganz im Sinne der Stiftung, wenn auch nach eigenem Ermessen, zu verwenden.

§ 2. Herr Privatmann Carl Mann ist, als Haupt der Familie Mann, der alleinige Gesellschafter der Wormser Weinmost- und Nuxo-Zentrale, Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu Berlin, und demgemäß Besitzer aller Anteile, zugleich stellvertretender Geschäftsführer. Herr Kaufmann Karl Mann ist Geschäftsführer der Gesellschaft. Herr Privatmann Carl Mann und Kaufmann Karl Mann vereinbaren, daß die Geschäftsanteile der Gesellschaft nicht ohne Zustimmung des Vorstandes der oben errichteten Stiftung veräußert oder übertragen werden dürfen. Nur die Veräußerung, Übertragung oder Vererbung an die Stiftung selbst soll ohne weiteres zulässig sein.

§ 3. Vorstand der Stiftung soll der Kaufmann Karl Mann zu Friedenau, Sponholzstr. 42, sein. Die Stiftung soll einen ehrenamtlich tätigen Verwaltungsausschuß haben, der aus bekannten führenden Personen der Reformbestrebungen, Männern und Frauen, bestehen soll und die Geschäftsführung des Vorstandes, sowie die Gewinnverteilung zu überwachen hat. Eine Geschäftsordnung, die durch Genehmigung der Stifter giltig wird, hat sich der Verwaltungsausschuß später zu geben.

§ 4. Kein Angestellter des Geschäfts soll eine höhere Entschädigung (Gehalt, Anteil am Gewinn usw.) erhalten, als höchstens das Zehnfache derjenigen Entschädigung, welche den Durchschnitt bildet zwischen dem Gehalt des niedrigst besoldeten erwachsenen männlichen Angestellten und des niedrigst besoldeten erwachsenen weiblichen Angestellten.

§ 5. Der Vorstand soll die Einkünfte der Stiftung für die Förderung sozialer Wohlfahrtsarbeit (Reformbestrebungen) verwenden. Politische Bestrebungen und reine Wohltätigkeit sollen ausgeschlossen sein. Im näheren hat der Verwaltungsausschuß in Gemeinschaft mit dem Vorstande die Bedingungen der Verwendung festzusetzen. Der Verwaltungsausschuß beschließt nach Stimmenmehrheit der bei ordnungsmäßig einberufenen Sitzungen anwesenden Personen. Der Vorstand hat ebenfalls eine Stimme; bei Stimmengleichheit gibt er den Ausschlag.

§ 6. Die vorstehenden Verwaltungsbestimmungen und die noch festzusetzende Geschäftsordnung sollen erst nach einer Probezeit von einem Jahre, frühestens am 1. April 1912, von den Stiftern oder ihren Rechtsnachfolgern abgeändert werden dürfen, aber nicht ohne Anhörung aller Ausschußmitglieder. Die nächste Probezeit soll dann 2 Jahre sein, nach deren Ablauf Änderungen nur auf einstimmigen Beschluß des Verwaltungsausschusses und des Vorstandes zulässig sind.

§ 7. Stempel und Kosten dieser Stiftungsurkunde übernimmt der Privatmann Carl Mann aus Breslau.

Die Niederschrift ist vom Notar vorgelesen, von den Beteiligten genehmigt und von ihnen, wie folgt, eigenhändig unterschrieben.

Carl Mann. Karl Mann. Emma Mann, geborene Schilde.

Jacobsohn, Notar.

Von dieser Urkunde wird ein wörtlicher Abdruck, der die notariellen Vermerke und Stempel am Anfang und am Ende in Faksimile wiedergibt, auf Wunsch an jedermann gesandt. Der Abdruck enthält auf der freien vierten Seite einige ergänzende, mir unerläßlich erschienene Ausführungen, die hier folgen:

Um jedem Mißtrauen möglichst zu begegnen, hatte ich im Entwurf zur Stiftungsurkunde folgende Bestimmung eingesetzt:

„Es sollen keine sogen. Ausruheposten (Sinekuren) geschaffen werden. Deshalb dürfen Angehörige der Familie Mann und Verwandte keine bezahlte Tätigkeit für das Geschäft ausüben.“

Aber Herr Geh. Justizrat Jacobsohn (2. Vorsitzender der Berliner Anwaltskammer), der meine Familie seit vielen Jahren kennt und auch schon den Gesellschaftsvertrag der G. m. b. H. errichtete, strich diese Bestimmung aus rechtlichen und Vernunftgründen; denn 1) könne dadurch die Nutzbarmachung der Arbeitskraft einer vielleicht sehr fähigen Persönlichkeit zum Schaden der Sache unmöglich werden, und 2) sei trotzdem gar keine Gewähr gegeben, daß ich, bzw. meine Familie, nicht etwa gute Freunde oder Bekannte an reichlich bezahlte Posten stelle und mir einen Teil ihrer unbillig hoch festgesetzten Gehälter insgeheim zurückzahlen lasse!! — Auf derart weitgehendes Mißtrauen brauche und dürfe ich nicht Rücksicht nehmen.

Da aber meine leitende Tätigkeit nicht bezahlt werden soll, also umsonst geleistet wird und nur ein Bewertungsmaßstab festgesetzt ist, so dürfte ein Mißtrauen bei Fernerstehenden m. E. unausbleiblich und auch begreiflich sein. Deshalb setze ich mir freiwillig einen „Aufsichtsrat“, obwohl Begründer und bisher alleiniger Nutznießer des seit 7 Jahren mit meist steigendem Nutzen arbeitenden Geschäftes. Der Verwaltungsausschuß der „Stiftung“ soll jederzeit das Recht haben, durch ein bevollmächtigtes Mitglied oder einen beideten Bücherprüfer darüber zu wachen, daß alle als „Geschäftskosten“ gebuchten Ausgaben nicht nur wirklich ausgegeben, sondern auch billigerweise berechtigt sind und nicht etwa offensichtlich außer allem Verhältnis zu dem Zwecke des Geschäfts stehen. Der Zweck meines Geschäftsbetriebes ist eben künftig doch einzig und allein: auf ehrliche Weise den Gewinn möglichst zu erhöhen, der an die „Stiftung“ auszuliefern ist. — — —

Die wirtschaftliche Grundlage, die den weitgehenden Verzicht ermöglichte, ist die seit vielen Jahren bestehende und in den Geschäftsdrucksachen erwähnte Beteiligung an den 3 wichtigsten Firmen, deren Hauptvertretung mein Berliner Geschäft betreibt. Mit zweien davon habe ich seit über Jahresfrist einen Vertrag, daß die Hälfte der mir bei Lebzeiten als Teilhaber zustehenden Bezüge nach meinem Tode auf alle Dauer der von mir „zu errichtenden Stiftung“ zufällt, obgleich die genannten 2 Firmen dann nicht mehr meinen Rat und meine Förderung genießen. Mit der dritten Firma strebe ich eine ähnliche Regelung an und hoffe auf Erfolg. Von einer vierten Hauptlieferantenfirma, einer eingetr. Genossenschaft, wird mir ein kleiner Anteil satzungsgemäß mit nur 4% verzinst, bringt also keinen mit dem Geschäftserfolge steigenden Nutzen. Was ohne den Gewinn des eigenen Berliner Geschäftes nun noch meiner Familie (meinen Eltern und mir) ver-

bleibt, also diese Beteiligungseinkünfte und einige Hypothekenzinsen sowie 5% Berliner Geschäftskapitalrente, genügt gerade für unsere ganz einfache vegetarische Lebensführung. Auf Wunsch des Herausgebers noch folgendes über die seelischen vorbereitenden Antriebe zu solchem Handeln. Aus ganz kleinen Verhältnissen, von schwer um ihr Brot arbeitenden Eltern stammend, erhielt ich mit 16 Jahren (1890) durch Bellamys, mich mächtig ergreifenden „Rückblick aus dem Jahre 2000“ — der Verfasser ist erklärter Fleischverächter, Alkohol- und Tabakfeind, wie ich selber — den entscheidenden Anstoß in der Richtung sozialen Denkens und Empfindens, aber nicht des Mitleidens, aus dem eine Neigung zum Wohltun entspringt, sondern meine ganze Lebensrichtung geht von jeher aufs einfache und anspruchslose hinaus. Niemals ist mir eine Anwandlung von Erwerbsgier gekommen, aber von jeher wünschte ich, daß mir mal sehr viel Geld zufallen möchte, — um es nach Herzenslust für die mir gut scheinenden Zwecke zu verwenden. Niemals auch kam mir in den Sinn, etwa meine Gedanken dauernd, lange Jahre hindurch, ganz auf angespannte Erwerbstätigkeit zu richten, um selber „ein Vermögen zu machen“. Aber eben so fern lag mir, als dem einzigen Sohne kleinbürgerlich tüchtiger, nüchtern-hausbackener Leute, jede idealistische Phantasterei, jedes Spintisieren, jede uferlose lyrische Schwärmerei oder fanatische Begeisterung für einseitige Bestrebungen. Vielmehr glaube ich, obwohl die Berufstätigkeit mir stets nur als Mittel zum Zwecke einer Befreiung der Persönlichkeit galt, ein Wirklichkeitsidealist zu sein.

POLITISCHE ENTWICKLUNG CHRONIK

AUS den Anfängen der Portugiesischen Republik: Das Programm der republikanischen Partei stammt aus dem Jahre 1891. Es umfaßt im wesentlichen die Forderungen der modernen Demokratie und vorgeschrittener Sozialreformer, ohne indes direkt sozialistische Forderungen zu enthalten. Schon in den ersten Wochen der neuen Regierung wurden viele dieser Programmpunkte durch Dekrete der provisorischen Regierung verwirklicht. Die erste Tat des neuen Regimes war die Ausweisung der Jesuiten sowie die Auflösung sämtlicher

religiöser Orden. Den ehemaligen Mitgliedern nichtjesuitischer Orden wird, sofern sie portugiesische Bürger sind, das Recht, im Lande zu bleiben, belassen, vorausgesetzt, daß sie ihr gemeinschaftliches Leben nicht wieder aufnehmen.

Auf dieses Dekret, das am 10. Oktober im Fieber der Revolutionstage erging, folgte am 12. Oktober ein neues, das die katholischen Feiertage aufhob und an ihre Stelle fünf republikanische Festtage setzte; die ganze Zahl der arbeitslosen Tage, die die Freude der Nichtsteuer war, fiel damit

fort. Am 14. Oktober erschien eine Verordnung, welche das Gerichtsverfahren im modernen Sinnë ausgestaltete, die Rechte der Verteidigung erhöhte. Am 18. Oktober war der religiöse Eid im Gerichtsverfahren durch das bürgerliche Versprechen ersetzt.

Am 28. Oktober wurde die absolute Preßfreiheit, am 3. November die Ehescheidung eingeführt. Dieselbe kann entweder auf einstimmigen Wunsch beider Ehegatten erfolgen, sofern beide über 25 Jahre alt und seit mehr als zwei Jahren verheiratet sind, außerdem auf Antrag von bloß einem der beiden Ehegatten im Falle von Ehebruch, Mißhandlung oder schwerer Beleidigung, böswilliger Verlassung, Wahnsinn, unverbesserlicher Spielsucht, ansteckender Krankheit oder geschlechtlicher Perversion. — Sind diese Gründe im wesentlichen denen der meisten andern Kultur-

länder nachgebildet, so bedeutet die Ehescheidungsmöglichkeit im Falle bloßer wechselseitiger Zustimmung (ohne Angabe irgendwelcher äußerer Gründe) eine für viele andere Länder epochemachende Neuheit.

Die provisorische Regierung wendet ihre besondere Aufmerksamkeit den Fragen der Arbeitsvermittlung für beschäftigungslose Arbeiter zu und hat zu diesem Zwecke ein Arbeiterinstitut geschaffen. Die Trennung von Kirche und Staat, die Reformen des Unterrichtswesens, der Armenfürsorge stehen unmittelbar bevor. An immer neuen Punkten des Landes entstehen neue Schulen; im ersten Monat des neuen Regimes allein sechzig an der Zahl, und darüber hinaus mehrere Abendkurse für Erwachsene.

Angelo Vaz.
Oporto.

MORALISCHE & RECHTS- ENTWICKLUNG

DR. JOHN MEZ, LONDON: DIE AUSROTTUNG
DER SPANISCHEN STIERKÄMPFE.



IE Empörung und Entrüstung, die jeden zivilisierten Menschen bei der Teilnahme an einem spanischen Stierkampfe ergreift, wird in weiten Kreisen der spanischen Bevölkerung geteilt. Seit Jahrzehnten gibt es eine Antistierkampfliga, der viele Tausende von Mitgliedern aus allen Bevölkerungskreisen und aus allen Teilen Spaniens

angehören; Jahr für Jahr werden Resolutionen gefaßt, die meist folgendermaßen beginnen: „Wir fordern,

1. Daß der Stierkampf verboten werden möge.
2. Daß an den Stierkämpfen keine Personen unter 20 Jahren und keine Angehörigen des weiblichen Geschlechts aktiv teilnehmen sollen usw.

Diese Liga hat aber bisher so gut wie nichts erreicht und wird voraussichtlich bei ihrer gegenwärtigen Kampfmethod nicht etwas erreichen! Nach wie vor besteht also die grausame Sitte, daß zur puren Belustigung des Volkes alljährlich Zehntausende von Pferden und Stieren unter den denkbar entsetzlichsten Qualen zu Tode gemartert werden; nicht selten aber werden auch Menschen verletzt und getötet, so kam z. B. einer der bekanntesten „mataderos“ (= Töter) Manuel Espartero vor einigen Jahren in der Arena in Madrid um. Und alljährlich sind zahlreiche „Stierkämpfer“ gezwungen, infolge von erlittenen Verletzungen ihr gefährliches und einträgliches Gewerbe aufzugeben. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, einem Stierkampfe beizuwohnen, der weiß, wie entsetzlich und empörend die darin regelmäßig vorkommenden Grausamkeiten sind: die Pferde, meist abgerackerte, alte und magere, von langjähriger treuer Arbeit ermüdete Tiere werden mit halbmeter tiefen Wunden förmlich zu Tode geritten, oft bohrt der wütende Stier sein Horn bis an den Kopfansatz in den Leib des wehrlosen Pferdes ein, dem zudem die Augen verbunden sind; nicht selten treten die Eingeweide der so scheußlich verwundeten Tiere hervor, ein grausamer Messerheld schneidet sie ab und das Tier wird weitergeritten, solange es fähig ist, auf den Beinen zu stehen. Oft liegt ein Pferd minutenlang mit dem Tode kämpfend auf dem Boden, bis ihm der Gnadenstoß versetzt wird; manchmal läßt der gereizte Stier seine Wut an einem solchen hilflos daliegenden Pferde aus, es immer aufs neue verwundend! Die Grausamkeit erhöht sich dadurch, daß der Stier nur in den seltensten Fällen ein Pferd auf den ersten Stoß gleich töten kann. Bei einem gewöhnlichen Stierkampf, wie er in allen größeren Städten während des ganzen Sommers allsonntäglich stattfindet, werden 4—8 Stiere und 10—20 Pferde getötet, bei großen „Spezialstierkämpfen“ werden bis zu 12 Stiere und bis zu 40 Pferde zu Tode geschunden. Der Stier wird erst mit Lanzen und den „Banderillos“ (geschmückte Holzstäbe mit Eisenspitzen und Widerhaken, die dem Tiere paarweise, bis zu 10 oder 12 Stück in den Rücken gespießt werden, wo sie stecken bleiben müssen!) aufs grausamste verwundet und gemartert, sowie mit roten Tüchern gereizt und wütend gemacht; den Todesstoß erhält er vom „matadero“ mit einem etwa meterlangen Degen, der aber nur dann sofort tödlich wirkt, wenn das Herz getroffen wird. In der Regel sind mehrere solche Degenstöße nötig, um dem gereizten und gefolterten, vom Kampfe ermüdeten und atemlosen Tiere den Garaus zu machen. Wenn, was meist geschieht, nur die Lunge getroffen ist, so rast der Stier, vor Wut und Schmerz heulend in der Arena herum, oft ergießt sich, von hustenartigen, krampfhaften Bewegungen und Zuckungen begleitet, das Blut in mächtigen Ergüssen aus dem Maule sowie aus der Wunde hervor; nicht selten bleibt der Degen nur mit der Spitze oder halbwegs eingebohrt im Rücken des Stieres stecken und ebenso ein zweiter, dritter, ja sogar vierter! Der Todeskampf nach solchen Verletzungen währt mitunter viele Minuten, unter Umständen über eine Viertelstunde.

Wie mannigfach die verübten Grausamkeiten sind, vermag gar nicht geschildert zu werden, ich möchte nur eine persönliche Erinnerung erwähnen:

einmal wurde dem Stier bei Beginn des Kampfes die Lanze durch den Nacken gebohrt, so daß die Spitze auf der anderen Seite heraustrat und der Kampf gegen dieses Tier wurde 20 Minuten lang fortgesetzt, während der ganzen Zeit steckte die Lanze im Halse des Stieres! Besonders grausam in ihrer Wirkung sind die von den „picadores“ getragenen, riesengroßen Eisenspornen, mit denen die Pferde stets blutig verwundet werden. Daß ein schwerverwundetes Pferd wochenlang im Stalle stehen bleibt, bis es wieder „kampffähig“ ist, kommt sehr häufig vor; dadurch werden die Kosten für die Pferdebeschaffung reduziert.

Die Zahl der Verletzungen von Menschen ist viel größer als man gemeiniglich annimmt: kein Sonntag vergeht, ohne daß die Zeitungen aus mehreren Orten von Unfällen bei Stierkämpfen berichteten. Denn ebenso wie jede Stadt, hat auch jedes Dorf seinen Stierkampf als Sonntagsbelustigung. Da dort oft nur ein Stier zur Verfügung steht, oft auch eine richtig umzäunte Arena fehlt, so daß sich die ganze Dorfjugend bewaffnet und gegen den Stier loszieht, gestaltet sich der ganze „Kampf“ dort noch viel grausamer, und ernstliche Unglücksfälle sind da unvermeidlich.

Daß die entsetzlich rohe Unsitte der Stierkämpfe auf das ganze Volk, besonders auf die Jugend, nicht zuletzt aber auf das „schwache“ Geschlecht, das mit Leidenschaft und stets in der Mehrzahl den „corridos de toros“ beiwohnt, verrohend und demoralisierend einwirkt, kann nicht bestritten werden. Und ebenso ist unzweifelhaft, daß die große Zahl der tätlichen Verbrechen, Körperverletzungen, Dolch- und Messerstechereien, Morde und Bombenattentate, für die Spanien berühmt ist, hauptsächlich auf den Einfluß der Stierkämpfe zurückzuführen ist! Neben den Stierkämpfen bestehen noch eine Reihe von anderen, ähnlich grausamen Sports, wie Hundekämpfe, Hahnenkämpfe u. a. m. Beschämend ist für unser Nachbarland Frankreich, daß in dessen südlichen Gegenden diese Kämpfe in großer Zahl geduldet werden.

Diese maßlose Rohheit und Grausamkeit, wie sie in Form der Stierkämpfe en gros getrieben wird, ist für das kultivierte Europa eine Schande. Wir stehen im 20. Jahrhundert. Kunst und Wissenschaft, Technik, Verkehr und Handel sind zu mächtiger Blüte entfaltet. Auf allen Gebieten menschlicher Betätigung zeigt sich der segensreiche Einfluß von Fortschritt und Kultur. Und da vergnügt sich ein ganzes Volk, Mann und Weib, Jung und Alt, Reich und Arm, mit den barbarischsten Grausamkeiten mit haarsträubenden Roheiten und Tierquälereien, mit leichtfertiger Preisgabe von Hunderten von Menschenleben. Sollen diese Zustände, die doch ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer sind als die altrömischen Gladiatorenkämpfe, als die Christenverfolgungen zur Zeit Neros, sollen diese Dinge wirklich dauernd bestehen bleiben.

Das ganze zivilisierte Europa, die gesamte Kulturwelt sollte und muß sich zusammentun, um diesen Schandfleck in der modernen Menschheitskultur zu beseitigen. Aus sich heraus kann sich Spanien von dieser eingewurzelten Volkssitte nicht befreien. Der König, selbst ein großer Freund dieses Vergnügens, würde sich noch unpopulärer machen, als er heute schon vielfach ist, wenn er Gegner der Stierkämpfe würde!

Nur von außen kann das spanische Volk von diesem scheußlichen Auswuchs befreit werden. Wenn die anderen Völker versuchten, ihren machtvollen, gemeinsamen Einfluß auf die spanische Bevölkerung geltend zu

machen, so wird sie dieser moralischen Einwirkung auf die Dauer nicht standhalten können.

Eine internationale Anti-Stierkampfliga muß geschaffen werden, der alle gebildeten und zivilisierten Männer und Frauen der Welt beitreten, und so allein kann die öffentliche Meinung der Kulturwelt, die Entrüstung der modernen, zivilisierten Menschheit über die gesetzlich geduldete Volksverrohung in Spanien im 20. Jahrhundert in überzeugender und eindringlicher Weise zum Ausdruck gebracht werden. Möge dies bald geschehen!

Alle diejenigen Personen oder Körperschaften des In- und Auslandes, die sich diesem Gedanken anschließen, werden gebeten, dies der Schriftleitung der „Dokumente des Fortschritts“, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstraße 115, mitzuteilen, die alle Schreiben an den Verfasser des Artikels zur Einleitung weiterer Schritte weitergeben wird.



HILJA PÄRSSINEN, MITGLIED DES FINNISCHEN LANDTAGES, HELSINGFORS: EINE EINGABE AN DIE FINNISCHE VOLKSVERTRETUNG ÜBER DIE HERABSETZUNG DER STRAFBESTIMMUNGEN BEI KINDSMORDEN *).

EINE der traurigsten Erscheinungen, welche die kapitalistische Produktionsweisen, die zu ihr gehörige gesellschaftliche Lage und Auffassung der Zivilisation zeitigen, sind die Kindsmorde. Es ist untunlich, diese anderen straffälligen Delikten gleichzustellen, da sie in einer abnormen seelischen Verfassung begangen werden. Es gibt keinen ärztlichen oder sozialwissenschaftlichen Beweis dafür, daß eine gesunde, klar denkende Frau ihre Leibesfrucht mit Überlegung zu morden imstande sei. Selbst im Tierreiche hütet jedes Muttertier instinktiv das Neugeborene. Der Mensch macht hierin keine Ausnahme. Aber die kapitalistische Gesellschaftsordnung stellt den Menschen unzählige und verschieden geartete Hindernisse in den Weg, um die Eheschließung zu erschweren; die Aufrechterhaltung alter, lügenhafter und scheinmoralischer Begriffe führt zu manchen Vergehen gegen die Naturgesetze. Derartige Vergehen sind auch die Kindsmorde. Denn solange die Gesellschaft es unterläßt, sowohl Schwangere wie auch Neugeborene moralisch und materiell zu schützen, solange bleiben auch die Ursachen bestehen, die zu Kindsmorden führen. Will anders die Gesellschaft diesen Erscheinungen entgegenwirken, so bleibt ihr nichts anders übrig, als die Mutterschaftsversicherung zu verwirklichen, und kommunale Zufluchtsstätten anzulegen und zu unterhalten, in welchen Mütter und Kinder Schutz und Hilfe finden. Außerdem müssen diejenigen, die auf die Eindämmung der Kindsmorde hinarbeiten wollen, dafür sorgen, daß die Gesellschaft die Mutterschaft als einen ehrenden Zustand anzusehen beginne.

*) Wir veröffentlichen im folgenden die Hauptpunkte der Eingabe der finnischen Volksvertreterin Hilja Pärsinen.

Es wird niemanden geben, der das Kapitel 22 des finnischen Strafgesetzbuches, das die Kindsmörderin zu 2 bis 10 Jahren, ja sogar zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, nicht als eine Unmenschlichkeit empfindet. Zwar drohen auch die Gesetze anderer Länder derartig harte Strafen an, jedoch muß dabei betont werden, daß die Schwurgerichte in anderen Ländern die Angeklagten auch freisprechen können, je nachdem der Fall den Geschworenen erscheint. So z. B. sind in Dalmatien von 1889 bis 1891 60% aller Angeklagten freigesprochen worden. Bei uns dagegen haben wir von keinem einzigen Freispruche gehört.

Folgende Zahlen zeigen uns die innerhalb von je drei Jahren in Finnland begangenen Kindsmorde:

1894—96	wurden begangen	30	Kindsmorde
1897—99	„	40	„
1900—02	„	40	„
1903—05	„	38	„

Die meisten Kindsmorde entfielen auf das platte Land. 1906 ist über 79 Kindsmorde und Fruchtabtreibungen verhandelt worden, von denen 74 auf das Land und 50 auf die Stadt entfielen. 1908 waren 106 wegen Kindsmord verurteilte in den Zuchthäusern verblieben, während 45 Neuverurteilungen hinzukamen — zusammen also 151. Darunter eine wegen Fruchtabtreibung.

Prozentual war das Verhältnis der Kindsmörderinnen zu anderen weiblichen Zuchthausgefangenen:

Zu Beginn des Jahres:

	1906	1907
Kindsmörderinnen	47.58	46.49
Andere Verbrecherinnen:	52.42	53.51.

Im Laufe des Jahres hinzugekommen:

Kindsmörderinnen	43.00	31.91
Andere Verbrecherinnen:	57.00	68.09.

Die Gesamtzahl der Zuchthäuslerinnen betrug 1906 369, davon 150 wegen Kindsmord Verurteilte.

Die Strafen aller zu Zuchthaus verurteilten Frauen, somit auch die der Kindsmörderinnen waren sehr schwere, wie folgende Zahlen beweisen. Nur 62 erhielten Strafen von weniger als einem Jahre Zuchthaus, 76 hatten eine Strafe von 1—3 Jahren, 200 von 3—15 Jahren zu verbüßen, während 31 auf Lebenszeit verurteilt waren. Also hatten $\frac{2}{3}$ aller Verurteilten eine langfristige Strafe zu verbüßen.

Das Alter der Verurteilten war bei 120 oder bei einem Drittel unter 25 Jahren, 70 Frauen waren zwischen 25—30 Jahren. Da einige der Verurteilten bereits längere Zeit im Gefängnis saßen, so ist anzunehmen, daß mehr als die Hälfte im Alter von 17—25 Jahren verurteilt worden sind — in ihrer Jugend also. Es ist im übrigen sehr bezeichnend, daß eine sehr große Anzahl — 61 — der Verurteilten außerehelich geboren waren“.

In welchem Maße die materielle Not bei dem Vergehen wirkt, ersehen wir aus den Mitteilungen über den Beruf und Stand der Verurteilten. Der Bildungsgrad der Gefangenen legt Zeugnis davon ab, daß ihre Erziehung und Schulung äußerst mangelhaft gewesen sein muß.

Zumeist ist es die wirtschaftliche Notlage, welche die jungen Mütter zu diesem unseligen Schritt verleitet. Häufig verhindert die Armut eine Eheschließung. Ganz anders bei Wohlhabenden. Besonders klar geht das aus der amtlichen Statistik des Deutschen Reiches und Österreichs hervor. Wir finden dort folgende Angaben:

Jahre	Verurteilte	Landwirtsch. und Nebenberufe			Industrie, Bau- und Bergarbeit			Handels-gewerbe			Lohn-arbeiter		Dienst-mädchen		Freie Berufe	Ohne besonderen Beruf		
		Selbständige oder Arbeiterinnen	Gehilfen, Arbeiterinnen od. Dienende in der Landw.	Bei Verwandten	Selbständige und Arbeiterinnen	Gehilfen, Arbeiterinnen, Dienende	Bei Verwandten	Selbständige	Gehilfen, Arbeiterinnen, Dienende	Bei Verwandten	In Stellung	Bei Verwandten	In Stellung	Bei Verwandten		In Stellung	Bei Verwandten	In Stellung
1893	193	2	102	8	—	12	4	—	3	1	11	—	44	—	—	1	5	—
1894	167	3	80	2	5	9	7	1	2	2	6	—	45	—	—	1	4	—
1895	167	—	90	5	—	15	—	—	2	1	8	1	43	—	—	—	2	—
1896	173	—	93	2	3	19	7	—	2	1	8	—	39	—	—	—	1	—
1897	185	1	108	4	2	12	6	—	2	1	6	—	35	—	1	—	7	—
1898	159	—	86	3	2	10	5	—	2	1	4	1	42	—	—	—	3	—
1899	203	—	106	3	1	9	5	1	2	—	6	1	65	—	—	—	4	—
1900	163	1	91	2	2	11	2	—	2	1	9	—	37	—	—	—	5	—
1901	174	—	88	2	—	15	5	—	5	—	6	—	48	—	1	—	4	—
1902	177	—	95	3	2	14	3	—	5	1	—	1	48	—	—	—	5	—
Sa.:	1761	7	939	34	17	126	44	2	27	9	64	4	444	—	2	2	40	—
Auf je 100 Verurteilte:			53	1.9	—	7.1	2.5	—	1.5	—	3.6	—	25	—	—	—	2.2	—

Demnach teilen sich die wegen Kindsmord Verurteilten in drei Gruppen: die erste Gruppe — mehr als die Hälfte aller Verurteilten rekrutiert sich aus Landarbeiterinnen; die zweite Gruppe — ein Viertel — entfällt auf die Dienstboten, während die dritte Gruppe — etwa ein Fünftel — sich auf verschiedene Berufe verteilt. Die wohlhabenderen Bevölkerungsklassen liefern nur einen ganz kleinen Bruchteil von Verurteilten.

Angesichts des schweren Schicksals und der Strafen dieser Opfer des Geschlechts muß darauf hingewiesen werden, daß man bei der entsprechenden Gesetzgebung die psychologischen Momente überhaupt außer Betracht gelassen hat. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Kindsmörderin die Tat vorher überlegt und geplant hätte. Man glaubt dies dadurch als erwiesen ansehen zu können, wenn die Verbrecherin ihre Schwangerschaft verborgen hat, und daß sie für das zu erwartende Kind keine Kleider angefertigt hat. Professor W. Graf Gleispach-Prag hat diese Seite der Frage in einem Vortrage beleuchtet. Er weist darauf hin, daß auch solche Fälle von Kindsmorden bekannt geworden sind, wo die Mütter ihre Schwangerschaft nicht verheimlicht und wo sie für das Kind Kleider angefertigt hat.“

Darauf führt Pärssinen Beispiele von Graf Gleispach, von Dr. Hecker und Wigand an, die zeigen, daß der Zustand der Kindsmörderinnen im Moment der Tat als anormal anzusehen ist, sodaß die Gebärende die Tragweite der Tat entweder garnicht, oder nur im geringen Grade ermessen kann,

und wie Gebärende in solchen Momenten selbst unbewußt verbrecherische Taten gegen ihr Kind begehen können, und fährt dann fort:

„Es kann also unter Umständen ein Freispruch der Angeklagten aus Gründen der Unzurechnungsfähigkeit während der Tat erfolgen, aber, in den meisten Fällen läßt man bei der Verurteilung diese psychologischen Gesichtspunkte ganz außer Betracht. Eine Gesellschaft, die das Leben der Kinder für so wenig wertvoll hält, daß sie manche Arten der Verelendung geradezu begünstigt und dadurch die Sterblichkeit der Kinder vermehrt; eine Gesellschaft, die den lebenden Kindern keine genügende Entwicklungsmöglichkeit und Erziehung angedeihen läßt, und die drückende Lage mancher armen, schwangeren Mutter durch mancherlei Härten verschlimmert, verdammt die Opfer dieser Notlage herzlos auf Jahre ins Zuchthaus. Das steht nicht im Einklang mit der Höhe der Zivilisation, und im krassen Widerspruch mit der neueren Strafrechtspflege.

„Wir sind nicht gegen das Recht der Gesellschaft, das Leben der Neugeborenen zu schützen. Wir meinen aber, daß die gegenwärtigen Strafgesetze zu diesem Zweck nicht mehr geeignet sind. Sowohl die moralische Notlage und der materielle Verlust, die sowohl der Mutter als auch ihrem sorgenvoll gehüteten Kinde drohen, berechtigt und zwingt uns, weitreichende Milde gegen die Mutter anzuwenden. Die Annahme, daß eine größere Milde die Kindsmorde vermehren würde, ist nicht stichhaltig. Ist ja die Tat selbst so abschreckend, daß nur ganz besonders zwingende, äußere Gründe dazu führen können. Andererseits sehen wir ja, daß die erbarmungslose Härte das Verbrechen nicht einschränken kann. Im Gegenteil ist die Zahl der Verurteilungen während der harten Strafen hoch geblieben. Es ist zu beachten, daß das Bekanntwerden der Tat und ihre öffentlich-gerichtliche Verhandlung schon an sich einen Zustand bedeutet, der seelisch einer schweren Strafe gleichkommt. Man rechne zu dieser Seelenqual, die schwere Sorge und Reue, die das unglückliche Weib unsichtbar in sich trägt, so ist wohl sicher anzunehmen, daß es nicht notwendig ist, eine solche Mutter noch durch eine unmenschlich schwere Kerkerstrafe von einer Wiederholung des Verbrechens abzuschrecken. Wir beantragen nicht alle Strafbestimmungen gegen die Kindsmorde aus dem Strafgesetzbuch auszumerzen; dies wäre gleichbedeutend mit einem Erlauben dieses Verbrechens und Beseitigung des Schutzes für das neugeborene Kind. Dagegen ist es notwendig, die betreffenden Gesetze derartig umzuwandeln, daß sie unseren zeitgemäßen Auffassungen entsprechen.

„Bei uns begründet man die Gerichtsentscheidungen gewöhnlich damit, daß die Mutter das Kind getötet hat, indem sie versäumte die Vorkehrungen zu treffen, welche notwendig gewesen wären, um es dem Leben zu erhalten.“ Die Strafe dafür besteht in 4, 5 oder 6jährigem Zuchthaus. In unerwarteten Geburtsfällen kann der Blutverlust die Mutter unfähig machen, dem Kind zu helfen. Sie hat dann keineswegs das Kind getötet und das Strafurteil ist alsdann ein großes Unrecht.

Wir stehen mit unserer Eingabe auf dem Standpunkte, daß die Strafbestimmung den Zustand der Mutter während der Geburt zum Ausgangspunkt zu nehmen hat. Hat sie die Tat im vollen Bewußtsein begangen, so kann man sie von der Verantwortung nicht befreien. Aber in Ermangelung von Beweisen und wenn sie selbst nicht bekennt, die Tat bei vollem Bewußtsein begangen zu haben, so ist eine Verurteilung auf Grund bloßer Annahmen ungerechtfertigt, weil sie die Möglichkeit in sich schließt, daß die Strafe eine

Unschuldige trifft. In solchen Fällen ist Milde besser als Härte, denn die Gesellschaft muß auch die Mutter schützen, damit sie nicht durch ein mögliches falsches Urteil einem anderen oder noch nicht geborenem Kinde entzogen wird, und damit sie selbst als Mensch der Gesellschaft erhalten bleibt. Endlich sollte man in Fällen, wo es erwiesen ist, daß die Tat mit vollem Bewußtsein begangen, auf Gefängnisstrafen erkennen, wobei das Gesetz bei der Strafbestimmung die besonderen Umstände, wie die Notlage, Armut usw. zu berücksichtigen hätte.

Nach Annahme unserer Vorlage würden sich juristische Schwierigkeiten ergeben wenn § 4 des Kapitel 22 unseres Strafgesetzes, der von der Verheimlichung der Leibesfrucht handelt, beibehalten bliebe. Wenn eine derartige Verheimlichung bekannt und öffentlich gerichtlich verhandelt wird, kommt das bereits einer Strafe gleich.

Wir beantragen demnach, die finnische Volksvertretung wolle folgendes Gesetz annehmen:

Wenn eine uneheliche Mutter bei der Geburt oder gleich nach der Geburt ihr Kind eigenhändig getötet, indem sie es fortgeschafft hat, oder dadurch, daß sie die geeigneten Maßnahmen unterlassen hat, welche erforderlich gewesen wären, um das Kind dem Leben zu erhalten, wenn es ferner erwiesen wird, daß sie es bei vollem Bewußtsein getan hat, soll sie mit Gefängnis von drei Monaten bis zu vier Jahren bestraft werden.

BILDUNGSWESEN

PROF. DR. R. BRODA, PARIS: DIE AUSGESTALTUNG DER FRANZÖSISCHEN SCHULE.*)

DIE Steinwenderschen Schulanträge in Österreich haben das Problem der Verkürzung der Schulpflicht zur öffentlichen Diskussion gestellt und vielfach auch in Deutschland Interesse erregt; in Österreich selbst nimmt man es oft in dieser Beziehung als eine Notwendigkeit hin, daß die Bauern für Verkürzung der Schulpflicht eintreten. Demgegenüber mag es interessant sein, eine ausländische Parallelerfahrung heranzuziehen, die nach entgegengesetzter Richtung weist: die französischen Bauern sind nicht für Verkürzung der Schulpflicht, sondern eine lebhafte Bewegung zugunsten von deren Verlängerung hat in den letzten Jahren eingesetzt.

* Einige Worte über das geltende französische Schulsystem seien vorausgeschickt. Die französische Staatsschule beruht auf dem dreifachen Prinzip der Pflichtigkeit, Unentgeltlichkeit und Weltlichkeit. Besonders letztere stand bis vor kurzem im Mittelpunkt der Diskussion; denn die Staatsschule eliminiert in den Schulräumen jede religiöse Unterweisung und ersetzt dieselbe durch weltlichen Moralunterricht, dessen Ausstrahlung in einer besonders gehobenen Art der ganzen Schulhaltung zum Ausdruck kommt. Die

*) Aus einem Vortrage, der am 3. Januar von unserem Institute im Einvernehmen mit der Sozialpädagogischen Gesellschaft zu Wien veranstaltet wurde.

Kirche ist dem gegenüber als Feindin der Staatsschule erstanden; insoweit die letztere in Frankreich Angriffe zu erdulden hat, gehen sie von der Kirche aus, während die große Mehrheit der Bevölkerung, inbegriffen die Bauernschaft, schon aus Oppositionsgründen sich um die Schule geschart hat.

Die Schulpflicht erstreckt sich vom 6. bis zum 13. Jahre, die Unentgeltlichkeit wird in dem Sinne aufgefaßt, daß den Kindern der Armen Kleidung und Nahrung geliefert werden, sofern sie derselben zum Schulbesuch, resp. zur aufmerksamen Anhörung des Unterrichts, bedürfen.

Inwiefern nun macht sich in alledem eine Entwicklungstendenz geltend, inwiefern kann von einer Strebung zur Verlängerung der Schulpflicht gesprochen werden? Das Gesetz vom Jahre 1882 bestimmte wohl, daß die Schulpflicht sich durch 7 Jahre bis zur Vollendung des 13. zu erstrecken habe, daß jedoch Kinder, welche das „Certificat d'études primaires“ durch abschließende Volksschulprüfung bereits mit 11 Jahren errängen, von weiterem Schulbesuch enthoben seien. Man wollte damit einen Ansporn zu fleißigem Lernen geben, andererseits aber wurden so manche der begabtesten Kinder, bei denen eine weitere Schulbildung größten Nutzen hätte bringen können, aus der Schule entfernt. Eine lebhaftere Bewegung setzte darum ein, dieses Privileg, das sich eigentlich als ein Raubanschlag auf die heiligsten Güter erwies, zu entkräften und tatsächlich wurde durch ein Gesetz vom Mai dieses Jahres das Alter, in dem die Kinder sich zur abschließenden Prüfung stellen dürfen, auf 12 Jahre hinaufgesetzt, wobei zu alledem bemerkt werden muß, daß die französischen Kinder im großen und ganzen ein rascheres Auffassungsvermögen als deutsche oder slavische Kinder besitzen und, früher heranreifend, das Kindesalter auch früher verlassen, sodaß die genannte Dauer der Schulpflicht bereits eine weitgehende Ausdehnung des Volksschullehrstoffes ermöglicht.

Einige Briefe befreundeter Schullehrer aus entgegengesetzten Landschaften Frankreichs, aus Nizza an der Mittelmeerküste, aus Dax an der spanischen Grenze, aus Moulin in Innerfrankreich und schließlich aus Paris selbst, an die ich mich zu einer Rundfrage gewandt, mögen dies erhärten:

Schuldirektor M. Vincenot, Nizza, antwortete mir: Nach meiner persönlichen Beobachtung gibt es in der französischen Bauernschaft keinerlei Bewegung für Verkürzung der Schulpflicht, sondern es ist im Gegenteil ein lebhaftes Interesse an den Vorteilen der Schule und der Wunsch vorhanden, dieselbe umfassender zu gestalten. Die radikale Partei, die ja in ihrer Mehrheit sich auf bauerliche Wähler gründet, hat im Juni dieses Jahres den Antrag Buissons im Parlament durchgebracht, demzufolge das Mindestalter des Schulaustritts von 11 auf 12 Jahre hinaufgesetzt wird und in der nächsten Session soll auf Antrag des Unterrichtsministeriums ein Gesetz durchgehen, durch das die Strafe für Eltern, die die Kinder nicht in die Schule senden, verschärft, resp. in ihrem Vollzug den Schulinspektoren (an Stelle der Bürgermeister, die gegen ihre Wähler nur lau gewesen waren) übergeben wird. Fernerhin gibt es eine starke Bewegung für die Ausdehnung des Fortbildungsunterrichts, resp. für Einführung des Zwangs auch für die Fortbildungsschulen, die speziell auch fachliche Ausbildung vermitteln sollen.“

Professor Bidard schreibt mir gleichfalls von der Volksbewegung, die im Juni v. J. zur Hinaufsetzung des Mindestalters geführt habe, meint aber, paß selbst das gegenwärtige Privileg, mit 12 Jahren das „Certifikat“ erhalten zu können, nur selten ausgenützt werde. Die Kinder, die mit 12, statt 13 Jahren sich zur Prüfung melden, sind in der Regel solche, die später Mittel-

schulen besuchen und sich den Gewinn eines Jahres für diese Schulen sichern wollen, die also einem weiteren Bildungsgang nicht verloren gehen *). Andererseits ist es richtig, daß die Bauern ihre Kinder häufig vom gesetzlichen Unterricht zurückhalten, wenn sie derselben für dringende landwirtschaftliche Arbeiten zu bedürfen glauben: Für das Hüten der Tiere, das Einsammeln der Früchte. Nach dieser Richtung soll das neue Gesetz, das die bestehenden Strafbestimmungen (Anschlag der säumigen Eltern auf dem schwarzen Brette des Bürgermeisteramtes, im Wiederholungsfalle Geldstrafe und Gefängnis) verschärft, resp. wirksamer gestaltet, Abhilfe schaffen.

Des Ferneren soll laut einem Gesetz vom 29. Juni dieses Jahres jeder Rekrut einer Prüfung im Lesen und Schreiben unterzogen werden, worauf alle jene, die nach dieser Richtung hin Mängel aufweisen, in eigenen Schulen vereinigt, während der Militärdienstzeit das Vergessene oder Niebesessene nachzuholen haben.

Nachdem durch Annahme der genannten Gesetze ein erster Erfolg der Bewegung für Ausdehnung der Volksschulbildung erreicht ist, soll nun ein zweiter Punkt in Angriff genommen werden, die Durchführung obligatorischen Fortbildungsunterrichts vom 13. bis zum 16. Jahre. Der Kongreß der „Ligue de l'enseignement“, der großen Einfluß auf die radikale Regierungspartei besitzt, hat in dieser Richtung folgende Resolutionen angenommen:

1. Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichts, der besonders auch landwirtschaftliche und gewerbliche Ausbildung enthalten soll.
2. Praktische Gestaltung dieses Fortbildungsunterrichts für die Zwecke der Lebenshaltung.
3. Ausdehnung dieses Fortbildungsschulunterrichtes auf mindestens drei Winterhalbjahre (in den ländlichen Gegenden) zwischen dem 13. und 18. Jahre.
4. Verlegung des Fortbildungsunterrichtes auf die Abendstunden in der Weise, daß für den Lehrling oder jungen Arbeiter keine Lohnminderung oder Verlängerung der Lehrzeit daraus erwachse.

Noch eine Form des Fortbildungsunterrichtes besteht in Frankreich, die in Österreich wohl ganz fehlt: die Lehrkurse für Erwachsene. Aus dem Bericht von M. Eduard Petit, Generalinspektor des Unterrichtswesens, entnehme ich, daß im Winterhalbjahre 1907 bis 1908 48 565 solcher Lehrkurse abgehalten wurden: 30 271 für junge Männer, 18 294 für junge Mädchen. Eine starke Aufwärtsbewegung ließ sich in den letzten Jahren wahrnehmen. Die Zahl der männlichen Teilnehmer an diesen Kursen betrug nunmehr 533 676, wovon 404 419 als fleißige, regelmäßige Teilnehmer klassifiziert wurden. Hierzu kommen 245 713 junge Mädchen, von denen ein noch größerer Prozentsatz als bei den jungen Männern (203 366) als „fleißig“ angegeben werden, zusammen also ungefähr 778 000 Hörer und Hörerinnen. Diese Lehrkurse für Erwachsene werden von den Schullehrern in den Schullokalitäten des Abends gegeben, häufig aus freiem Willen der Lehrer, oder aber über Initiative und aus den Mitteln der Gesellschaften für Ausdehnung der Volksbildung. Eine starke Bewegung ist im Zuge, diese Lehrkurse in allen Gemeinden Frankreichs einzurichten und die Lehrer hierfür aus Staatsmitteln zu entlohnen, wofür 10 Millionen Franks notwendig wären.

Besonders die eigentlich technischen Kurse, die praktische Kenntnisse vermitteln, hatten schöne Erfolge aufzuweisen. Sie werden wohl die zuerst allgemein eingeführten sein.

*) Seine näheren Ausführungen siehe den folgenden Artikel.

Den systematischen Kursen schließt sich ein System freier Volksvorträge an, deren im Jahre 1907 82 481 gegeben wurden und zwar durchaus nicht bloß in den großen Städten, sondern im Gegenteil mehr noch in den Landgemeinden. Eine Reihe von Gesellschaften organisiert diese Vorträge, die Materialien hierfür liefert jedoch einheitlich das pädagogische Museum in Paris.

Noch freieren Unterricht erteilen dann die Volksuniversitäten, von ihren Mitgliedern selbst verwaltet, die in den meisten wichtigeren Bezirksstädten Frankreichs vorhanden sind, im Departement Gard an der spanischen Grenze z. B. allein 18 an der Zahl. Sie leiten das Volksbildungswesen zur freien Bildungsvereinstätigkeit hinüber.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß schon heute das französische Schulwesen nicht mit der Grenze des Volksschulbereichs endet, sondern, daß ein sehr großer Teil der französischen Schüler bis zu seinem 20. Jahre und darüber freiwillig Fortbildungsschulen besucht, die ausgezeichnete Arbeit leisten; daß jedoch eine starke Bewegung die noch systematischere Ausgestaltung dieser Fortbildungsschulen, angepaßt den Bedürfnissen jedes Alters, fordert.

Von einer Bewegung zur Einschränkung, sei es, des Fortbildungsschulwesens, sei es der eigentlichen Volksschuljahre, ist außerhalb der katholischen Minderheit nirgends die Rede und auch sie will weniger den Umfang der Schule beschneiden, als vielmehr ihren Geist ändern.

Mannigfache Gründe mögen an dieser günstigen Gestaltung ihren Anteil haben, vor allem die gleichmäßige demokratische Verteilung des Grundbesitzes, wie sie durch die französische Revolution geschaffen wurde, das beinahe völlige Fehlen größerer Landgüter mit einem landwirtschaftlichen Proletariat, das Überwiegen eines Kleinbesitzerstandes, der keinerlei fremde Arbeitskräfte auf seinen Feldern beschäftigt und dabei doch dank der Fruchtbarkeit des Bodens und seiner intelligenten Bewirtschaftung häufig wohlhabend, ja reich zu nennen ist. Diese breiten Massen der Bauerndemokratie wollen vorwärts kommen und sie wissen, daß größere Bildung in geistiger und fachlicher Beziehung die bedeutsamste Bedingung solchen Fortschrittes ist. Sie lieben die Schule, die ihren Kindern ein gleiches Sparkapital an Bildung gibt, als sie selbst ihnen ein Sparkapital an Grund und Boden und Geld geben wollen.

Das französische Beispiel zeigt, wie Bildung auch im Bauernstande Wohlhabenheit schaffen kann und, wie diese relative Wohlhabenheit wieder die Freude an der Bildung erhöht.



T. B. BIDARD, PROFESSOR AN DER LEHRERBILDUNGSANSTALT IN DAX: FRANZÖSISCHE SCHULFRAGEN.



IE Anträge auf Verkürzung der Schulpflicht, die speziell in Österreich in letzter Zeit gestellt wurden und sich überwiegend auf eine Bauernbewegung stützen, mögen es interessant erscheinen lassen, daß die französischen Bauern durchaus anders gestimmt sind.

Sie wissen, daß ihre Söhne Soldatendienst leisten werden, daß es ihnen, den zurückbleibenden Eltern, Freude bereiten werde, dann Briefe aus ferner

Garnison zu empfangen. Sie sehen voraus, daß ihre Mädchen als Dienstboten in der Stadt vor die Notwendigkeit gestellt sein werden, Briefe zu schreiben und kleine Rechnungen zu legen: Das der Schule feindliche Vorurteil ist aus den derbsten Bauernschädeln geschwunden. Oft rufen die Alten aus: „Hätte ich nur in die Schule gehen können, als ich noch klein war!“ Diese Stimmung hat sich in letzter Zeit mehrfach auch nach außen manifestiert:

1. In einem Reformgesetz, das im vergangenen Juni angenommen wurde und die Hinaufsetzung des Mindestalters, in dem sich Schulkinder für die abschließende Prüfung, die das Recht auf Austritt aus der Schule verleiht, melden können, von 11 auf 12 Jahre.

2. In einer Vorlage des Unterrichtsministeriums, der zufolge die Maßregelung säumiger Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule schicken, künftig nicht mehr den Bürgermeistern, welche von ihren Wählern abhängen und nicht scharf vorgehen können, sondern den unabhängigeren Schulinspektoren übertragen werden soll.

3. In Anträgen der „Ligue de l'enseignement“, die großen Einfluß auf die Regierung übt und die Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichts vom 13. bis zum 16. Jahre fordert.

Die schulfreundliche Disposition der großen Massen der Bevölkerung wird noch weiter gehoben durch die Verteidigungsstellung, in die dieselbe gegenüber der Geistlichkeit und den mit ihr verbündeten Schloßherrschaften, welche die Kinder aus der Staatsschule weg in die katholische Privatschule führen wollen, getrieben wird. Die französischen Eltern, die bedroht, boykottiert, in ihrem Erwerb gefährdet werden, wenn sie ihre Kinder in die Staatsschule senden, weichen selten der Gewalt; sie haben als Republikaner die Staatsschule geschaffen, sie legen, um an ihr festzuhalten, vielfach revolutionäre Leidenschaftlichkeit an den Tag.

Sie lieben sie um so mehr, als das Schulhaus zu einer wahren Zentralstelle öffentlicher Wohltätigkeit geworden ist; das Kind erhält dort häufig Kleider, die warme Suppe zu Mittag, Sparkassenbücher und andere Belohnungen seines Fleißes.

Die Bemühungen unserer weitsichtigen Schulfreunde gehen auch hauptsächlich in der Richtung, die freien Anziehungskräfte der Schule auf Kind und Eltern so zu stärken, daß Schulstrafen mehr oder minder überflüssig werden. Denn vielfach ist ja das wirkliche Elend der Eltern, der bittere Zwang, auch das Kind zur Arbeit anzuhalten, die Ursache der Schulversäumnis. Demgegenüber schlägt man die Bekleidung und Verköstigung aller armen Kinder auf Gemeindegeldern vor; noch weitergehende Anträge fordern, daß den Eltern sogar Entschädigungssummen überwiesen werden für den ihnen entzogenen Ertrag der Arbeitskraft ihrer Kinder; all dies, um jeden Versuch, das Kind zu anderer als receptiver Tätigkeit zu verwenden, zu unterdrücken.